Hans Bogner

Die
Bildung der politischen Elite

Gerhard Stalling, Oldenburg i. O.

Einband von Walter Tiemann, Leipzig. Innerhalb der Stalling-Bücherei „Schriften an die Nation“ trägt dieser Band die Nummer 6

Druck von Gerhard Stalling A.-G., Oldenburg i. O.
Printed in Germany

Inhalt

Einleitung

Wenn hier von der Bildung der politischen Führerauslese gehandelt wird, so erwarte niemand, in diesem Buch ein Rezept zu finden, wie es „gemacht“ wird. Eine politische Elite wird nicht gemacht; sie bildet sich, sie wird, sie ist. Was eine Gruppe von Menschen zur Elite macht, ist nicht irgendein lehrbares Tun, sondern ihr unnachahmliches Sein. Es sollen also keine Programme, keine Richtlinien, mit einem Wort, keine Illusionen empfohlen werden, eher besteht die Absicht, herrschende Illusionen zu zerstören. Wer nur die Gegenwart betrachtet, kann unschwer sagen, wie man nicht Politiker wird: man wird es nicht durch die Parteien, nicht durch das Parlament, nicht durch Reden in Massenversammlungen, nicht durch gelehrte Bildung und vor allem nicht (um die schlimmste Gefahr, die eigentliche Knochenerweichung des wesenhaft Politischen zu nennen) durch ein Bündnis mit der Wirtschaft.

Wer sich nun achselzuckend damit begnügen wollte, den negativen Befund zur Kenntnis zu nehmen, und abwarten wollte, bis die Gnade Gottes oder die Laune des Glücks uns wieder einen politischen Genius schenkt, hätte die Untersuchung zu früh abgebrochen. Notwendig und vielleicht nicht unfruchtbar ist ein Eingehen auf die Frage, warum denn die deutsche Gegenwart der Bildung einer Führerschicht so ungünstig sei, welche Tatsachen, Einrichtungen und Ideen ihr im Wege sind. Das Forschen nach den tieferen Ursachen führt uns schon ins Feld der Geschichte und zu der weiteren Frage: welcher Schlag von Menschen ist überhaupt zur politischen Herrschaft berufen, welche biologischen und geschichtlichen Voraussetzungen sind nötig, damit er gedeihe?

Welche religiösen, staatlichen und wirtschaftlichen Formen begünstigen seine Bildung und gestatten ihm, seinen Platz einzunehmen und seine Aufgabe zu erfüllen? Die Antwort auf diese Fragen soll nicht begrifflich konstruiert, sondern aus beispielhaften Ereignissen der Geschichte abgelesen werden.

Mit dem Eingeständnis des tiefen Mißtrauens gegen die Selbstherrlichkeit der reinen Vernunft ist schon gesagt, daß der Verfasser auf dem Grund des konservativen Glaubens steht. Gerade weil er selbst zünftiger Wissenschaftler ist, scheint es ihm unehrlich, zu verschweigen, daß er an voraussetzungslose Forschungen oder Gedankensysteme nicht glaubt; das, was beim Forscher die einzelnen Ergebnisse und Funde zu einer Sinneinheit zusammenschließt, liegt jeder Methode voraus und bestimmt schon den Ansatzpunkt der Fragestellungen entscheidend. Der Konservativismus, der sich am Dauernden und Ewigen orientieren möchte, ist skeptischer und unbefangener als alle reinen Vernunftsysteme; diesen Mythen gegenüber kann er gar nicht aufgeklärt genug sein. Seine besondere Aufgabe ist es, die verborgenen Voraussetzungen der „Gedankengänge" sich zu Bewußtsein zu bringen, den Erdenrest der „abgelösten" Systeme aufzuspüren, die Nabelschnur zu entdecken, durch die sie mit der lebendigen, geschichtlichen Wirklichkeit zusammenhängen — kurzum, die Philosophie als Denken über das Denken auszuüben.

Vom Geistigen her sind die politischen Zustände und Einrichtungen, die gegenwärtig als die herrschenden, legitimen gelten und zugleich die Hindernisse einer wirklichen Führerbildung darstellen, am gefährlichsten bedroht. Die Ideologien, auf denen unsere ganze Staatsverfassung beruht, sind schon in der Defensivstellung, sie werden belagert, die letzten Mauern krachen und splittern schon unter dem Ansturm der konservativen Geisteskämpfer. Mit der Geltung der Ideologie schwindet auch die Autorität des Sy-

stems, und den alten Machthabern bleibt nur noch übrig, zu skrupellosen Reaktionären zu werden und, auf nichts als auf die Machtmittel der Gewalt gestützt, ihre Vorrechte noch eine Weile festzuhalten. Die geistige Umwälzung muß gesiegt haben, bevor an die Entstehung und Bildung einer politischen Führerschicht bei uns wieder zu denken ist; sie muß die Geltung überlieferter Formen, die einer solchen Schicht günstig sind, wieder durchgesetzt haben. Denn reinen Tisch machen und dann ganz von neuem beginnen zu wollen, gleichsam eine Schöpfung aus Nichts — das wäre ein leerer Traum; Grund zur Hoffnung bleibt uns nur, weil ein Volk immer gleichzeitig in mehreren Zeitaltern lebt, nicht nur in dem einen armseligen Punkt der Gegenwart, sondern auch noch in reicheren, gottbegnadeteren Jahrhunderten. Das Erbe liegt noch da; wir bedürfen nur neuer Schläuche für den alten Wein. —

Die Hindernisse der Gegenwart

Politische Führung tut uns not — das wird ebenso allgemein anerkannt wie die Tatsache, daß uns kein Führer erstehen will. Wenigstens keine Führung, sei es eines Einzelnen, sei es einer bestimmten Gruppe, die willens und in der Lage ist, die öffentlichen Angelegenheiten verantwortlich zu lenken, und zwar in legitimer Weise, mit Autorität, getragen vom Vertrauen des gesamten Volkes. Die Merkmale der Verantwortlichkeit und Legitimität im eigentlichen Sinne fehlen den Vertretern einzelner Schichten und Interessentengruppen ebenso wie den Sprechern der Opposition, die als Mundstück der aufgereizten Massen den herrschenden Gewalten gegenüberstehen wie der Volkstribun dem Senat. Denn eine Führung, die sich nur auf das Vertrauen der Massen stützt, ein Regiment, das den Regierten nicht gegenübertritt, sondern sie vertritt, auf geheimnisvolle Weise mit ihnen eins ist, hat nur uneigentliche Legitimität, wie sich noch zeigen wird, und gehört der reaktionär gewordenen Ideologie der Nationaldemokratie an.

Politisches Genie ist keine Gabe, die als etwas Fertiges und ohne weiteres Verfügbares gewissen Kindern einfach in die Wiege gelegt wird, auf deren Heranwachsen das arme, verlassene Volk nur zu warten hätte; eine Möglichkeit der Anlage wird nur durch das Zusammentreffen mit dem geschichtlichen Glücksaugenblick, dem Kairos, zur Wirklichkeit bei dem Einen — und nicht zur Wirklichkeit bei dem Anderen, der in einem falschen Jahrzehnt geboren ist. Die

Möglichkeit geschichtlicher Führung hängt von dem Gesamtzustand eines Volkes ab. Diese Tatsache darf aber nicht dazu verleiten, das Ausbleiben echter Führer als *moralische* Schuld eines Volkes, das die Autorität zugleich verabscheue und herbeiwünsche, hinzustellen und nach der Zuchtrute des Eroberers zu rufen, der es unterjoche; vielmehr ist die Ursache in der Struktur unseres ganzen politischen und Verfassungslebens zu suchen. Die jeweilige tatsächliche Ausgestaltung der Lebensgebiete, auch der politischen Formen, hängt gewöhnlich ab von der gedanklichen Vorarbeit einer geistigen Vorhut; nach einem noch wenig beachteten Gesetz des Abstands werden die geistigen Forderungen erst dann erfüllte Wirklichkeit, wenn diese geistige Vorhut ihre einstmalige Position schon längst verlassen hat, und bleiben noch Wirklichkeit, wenn sogar schon die große Menge unter ihrer Fixierung stöhnt. Die Schuld an der eigenartigen Struktur unserer Herrschaftsformen ist nicht an der Gegenwart erkennbar. Ihre weiter zurückliegenden Anfänge aufzuhellen, ist ein Geschäft, das still und unscheinbar getan werden muß, während sich mit Getöse und im Scheinwerferlicht der vollen Öffentlichkeit die Enderscheinungen des Herrschaftssystems abspielen; aber dieses Geschäft der Erkenntnisarbeit kann allein verhindern, daß uns die Stunde des Zusammenbruches so unvorbereitet überrasche wie im November 1918.

Was das Auftreten einer politischen Führerschicht bei uns zunächst am wirksamsten verhindert, ist der Ideenkreis der Weimarer Verfassung: die Nationaldemokratie, das System der Volkssouveränität und Volksvertretung, die Identitätsphilosophie. Wer der Neigung unterliegt, diese Ideen für feste ewige Größen zu halten, sie auch in anderen Zeitaltern ohne weiteres voraussetzt und deshalb fälschlich in die geschichtliche Überlieferung hineindeutet, zeigt an, daß er sich von ihrem Bann nicht frei machen kann; wer die Bedingtheit, Besonderheit und verhältnismäßige Jugend

dieser Ideen einsieht, kann auch mit Grund ihr Absterben prophezeien.

Demokratie ist eine Urform politischen Gestaltungswillens, deren eigentliche Wesenheit sich am klarsten im alten Hellas offenbart; aber die Nationaldemokratie ist eine Schöpfung der Neuzeit. Die altgriechische Demokratie meint das souveräne Regiment der Bürgergemeinde in der Form der Polis; sie ist keine nationale, sondern eine religiöse Form, eine Kultgemeinde von Verehrern der Stadtgottheit, sie verneint aufs schärfste die Vertretung der Bürger in der Ausübung des Regiments und will die unmittelbare Ausübung der Regierung, Verwaltung und Rechtsprechung durch alle Bürger ohne Ausnahme. Im römischen Imperium beansprucht und verwirklicht die Bürgergemeinde einer Stadt, der populus Romanus, ein ausschließliches Anrecht auf eine universalistische Weltherrschaft. Im alten Reich der Deutschen treten Kirche und Kaiser zusammen als einheitlicher Träger einer universalistischen Herrschaft auf; der Kaiser hat die Schutzherrschaft über die ganze Kirche und ist wie der Papst religiös legitimiert. Das Kaisertum wächst aus dem Volkstum der deutschen Stämme hervor, die Deutschen behaupten und erhalten sich das Privileg auf das kaiserliche Amt, nicht weil sie Christen waren — das waren andere europäische Völker auch —, sondern weil sie Germanen waren und durch ihre Lebensmächtigkeit sich den geschichtlich älteren, durch ihre Bereitschaft, das geistige Erbe der Antike anzutreten, den geschichtlich jüngeren Völkern überlegen zeigten. Aber diese Tatsache wirkte gleichsam unterirdisch und kam den Menschen des Mittelalters nicht klar zum Bewußtsein; legitimiert war das Reich für Walther von der Vogelweide wie für Dante nur durch seinen christlichen Universalismus. Das Reich gelangte nicht zur politischen Einheit, weil sich in Deutschland das Stammesherzogtum, im übrigen Europa das territorialstaatliche Königtum immer kräftiger durch-

setzte. Aber diese Bildungen, so sehr sie dem Reich gegenüber auf lokale Allgewalt und lehensstaatliches Eigenrecht hinarbeiten, bleiben Glieder des corpus christianum und finden in dem überstaatlichen, vornationalen Reich ihren politischen Gesamtzusammenschluß.

Das alte Reich blühte in einem Zeitalter der religiösen Gebundenheit; und nur solche Zeitalter haben bisher, soweit unsere geschichtliche Kenntnis reicht, die Entstehung einer politischen Führerauslese begünstigt. Nur insofern das Reich auch in der Neuzeit noch weiterlebte und heute noch weiterlebt, konnten bei uns noch politische Führer der Deutschen erwachsen. Gewiß hat die französische Revolution, hat der sozialistische Klassenkampf oder die russische Revolution gewaltigen Werkzeugen der geschichtlichen Zerstörung zu nachhaltiger Wirkung und großem Ruhm verholfen; aber diese können nicht unter den Begriff Elite fallen, wie er hier verwendet wird. Das Wort „Elite" ist wertbetont, meint Menschen von solcher Art, wie man sie zu jeder Zeit verehrt oder herbeisehnt. Werte, die „die Ewigkeit für sich haben", können nur von konservativer Art sein. Der Konservative will (nach der prägnanten Formulierung von H. Blüher) „einen starken Staat, geführt von einer bodenständigen Oberschicht, diese wiederum gebändigt von einem christlichen König". Der starke Staat setzt ein lebensmächtiges, wehrkräftiges Volkstum voraus; ihm entwächst die herrschende Oberschicht, ein Adel im eigentlichen Sinne, „Geschlechter" (das Hervorheben bevorzugter Geschlechter mit wertvoller Erbanlage ist politisch klüger, als wenn man alles von der Einzelperson abhängig macht). Bodenständig muß die Oberschicht sein; denn die Hingabe an die überpersönlichen Werte der Gemeinschaft bleibt dann am ersten von unechten und übertriebenen Gefühlen, von falschem Pathos, Sentimentalität und papierenem Rationalismus frei, wenn sie Hand in Hand mit gesunder Bauerngesinnung geht, mit dem Instinkt für die Erhaltung des Ererbten, für das Ver-

nünftige und auf lange Sicht Haltbare. Aber ohne eine bindende Norm läuft jede Adelsherrschaft Gefahr, das letzte Ziel im Sichdurchsetzen der eigenen Person zu sehen und in einen allgemeinen Kampf um den Vorrang auszuarten; der brennende, durch den kleinsten Verlust an Würde bis zur Vernichtung verletzliche Ehrgeiz des Achilles ist dem deutschen Wesen allzu vertraut. Deshalb „gebändigt durch einen christlichen König"; not tut noch eine von Gottes Gnaden eingesetzte, jeder natürlichen Rivalität entrückte Instanz, die den Glauben zum Lebensgesetz, zum Nomos des Staates macht. Wenn eine solche Bindung besteht, wenn die ewige und im Grund schon die zeitliche Seligkeit von der Erfüllung der christlichen Pflichten abhängt, wird der Einzelne über seine Unzulänglichkeit hinweggetragen und befähigt, für das Ganze zu leben und zu sterben. In der Zeitlichkeit ist ein christliches Reich nicht zu verwirklichen; wer das versucht, wird immer am Kreuz enden. Aber gerade die Einsicht in die Unvollendbarkeit der Aufgabe schärft den Sinn für die lebendige Wirklichkeit der menschlichen Existenz und läßt das Lügengefühl einer totalen diesseitigen Erfüllung auch als Wunschgedanken nicht aufkommen; in der Bindung an das Übernatürliche wird man dem Natürlichen erst gerecht. Der Christ ist als Politiker der wahre Realist.

Aber das christliche Reich, als Faktum und zugleich als Idee betrachtet, ist seit dem 16. Jahrhundert nicht mehr der Mittelpunkt für „das Denken der aktiven Elite, die den jeweiligen Vortrupp bildete". Die Entwicklung geht „vom Theologischen zum Metaphysischen, von dort zum Humanitär-Moralischen und schließlich zum Ökonomischen". Diese Stufenfolge der wechselnden Zentralgebiete bedeutet (nach Carl Schmitt) zugleich eine Neutralisierung und Entpolitisierung der Gebiete, „von welchen das Zentrum weg verlegt wurde". Die geistige Führerschicht hat sich jeweils dem Zentralgebiet gewidmet, das gerade „dran" war, und sich

zunehmend von den eigentlich politischen Aufgaben entfernt. Zunehmend: denn die wissenschaftlichen, auf Grund eines natürlichen Systems erfolgten Entdeckungen des 17. Jahrhunderts hatten noch spezifisch politische Wirkungen, ebenso die humanitären Bestrebungen des 18. Jahrhunderts; aber schon die Orientierung am Gebiet des Ökonomischen verfälscht und verharmlost das Wesen des Politischen, und der Techniker ist von Haus aus zur Errichtung und Führung einer politischen Ordnung unfähig. Die Technik ist nur ein Instrument, ein Mittel zum Leben, ein Mittel jeden politischen Bestrebens, das sich ihrer bemächtigt; ihre Alleinherrschaft über eine Menschengruppe bedeutet deren geistigen Tod.

Im Zuge der Säkularisation ist der politischen Führerschicht der Nährboden entzogen worden, hat man die zu ihrer Entstehung nötigen Voraussetzungen systematisch verboten. Unter Säkularisation versteht man gern einen „Monismus, dessen wichtigste Merkmale die Gedanken der Einheit der Welt, der Diesseitigkeit und Immanenz alles Geschehens bilden", also Eindeutigkeit und Einheitlichkeit aller Seinsgebiete. Dem scheint es zu widersprechen, wenn ein großer lebender Kunstforscher schreibt: „Überall, wo noch nicht die Aufklärung, das ist die Verselbständigung und Eigengesetzlichkeit der Kulturwertgebiete, eingegriffen hat — auch dies ist im Guten wie im Bösen ein Erbe der Griechen — überall da ist Religion der einheitliche Grund, der geheime schöpferische Kraftborn aller Kultur." Dort Vereinheitlichung, hier Verselbständigung der Gebiete. Um diese widerständigen Aussagen zu vereinigen, muß man sich klarmachen, daß sie verschiedene Stadien des Verlaufs der Säkularisation beschreiben. Vor ihrem Eintritt ist die allesdurchdringende Macht und Wirksamkeit des Göttlichen anerkannt, es gibt nur eine Kausalität, nämlich die magisch-dämonische; nach ihrem Eintritt erfolgt eine Gliederung des Kosmos in eine feste Stufenordnung, in „Bereiche"; zu-

unterst das Reich des Natürlichen, darüber die Welt des menschlichen Daseins, das Ganze überwölbt vom ewigen Reich des göttlichen Seins. Es gibt hier neben der schon erwähnten primären noch eine zweite, sekundäre, rein „natürliche" Kausalität. Zunächst verhindert die Annahme verschiedengesetzlicher Gebiete noch nicht, eine einheitliche Struktur des Ganzen und einen Vorrang der göttlichen Sphäre vorauszusetzen. Aber im modernen Denken macht die Emanzipierung und Autonomisierung der Bezirke reißende Fortschritte. Es entstehen eine neue Religion (erkennbar im deutschen Idealismus als Mischung von Elementen des reformatorischen Christentums mit Pantheismus), eine neue Philosophie, eine neue Naturwissenschaft. Die Anschauungen dieser Naturwissenschaft „erweitern sich — obzwar stillschweigend und unformuliert — zu einer neuen, alle Gebiete des Seins umgreifenden Ontologie und Axiologie". Die Ganzheit des Seins wird der reinen, anorganischen Naturwissenschaft ausgeliefert, eine neue antigöttliche Einheitlichkeit der Auffassung wird erreicht, es gibt nur noch die sekundäre, natürliche Kausalität. Der Vorrang eines „Zentralgebiets" vor allen anderen, die Ansteckung aller Seinsbereiche durch eines ist von nun an gang und gäbe; sie erst hat den oben geschilderten Stufengang vom Theologischen bis zum Ökonomischen und Technischen ermöglicht.

Diese Entwicklung der Säkularisation wurde geistesgeschichtlich beendet, der praktischen Wirkung nach aber nur unterbrochen durch die Tat Kants. Er hat den Übergriff der „natürlichen" Prinzipien auf alle Seinsgebiete endgültig abgewiesen und entzog den überlieferten Disziplinen der rationalen Theologie, Psychologie und Kosmologie ihren Boden. In seinen drei Kritiken wird wieder die Differenzierung der Seinsregionen des natürlichen Kosmos, des menschlichen Daseins, des Seins Gottes durchgesetzt. Die allzerstörende Säkularisation wird eingeleitet durch eine Gliederung des Alls; sie kann auch nur beendet werden durch

eine kritische Scheidung der Seinsgebiete. Die Einheit des Alls in Gott ist nun auf einer neuen, bewußteren Stufe wieder erlebbar. Der Glaube an die Alleingültigkeit der mechanischen, natürlichen Kausalität ist erschüttert. Ein konservativer Universalismus ist wieder möglich. Heute wieder möglich. Denn die wichtigste Leistung Kants blieb zunächst ohne Folgen; sein Werk wurde abgelöst durch die Identitätsphilosophie.

Hegels Denkform hat ein Verfahren geschaffen, wodurch man jedes einzelne Gebiet der geschichtlichen Wirklichkeit als Ausdrucksform oder Vertretung eines ganz Anderen, Ideell-Absoluten, auffassen kann; statt der Differenzierung der Seinsgebiete erfolgt nun ihre überraschende und taschenspielermäßige Vertauschung untereinander. Eine geschichtliche, empirisch-politische Erscheinung wie Partei oder Parlament „vertritt" nun eine Weltanschauung, oder der Staat ist nun nach Hegels eigenen Worten „die Wirklichkeit der sittlichen Idee, — der sittliche Geist als der offenbare, sich selbst deutliche, substantielle Wille". Die konkrete Besonderheit und Eigengesetzlichkeit der verschiedenen Sphären wird damit aufgehoben, es gibt nur noch Masken des einen Geistes, dieser ist die einzige Wirklichkeit, die ganze Geschichte ist der einheitliche Prozeß seiner Selbstentfaltung. Der absolute Geist hat den überweltlichen Gott verdrängt, ihn völlig säkularisiert. Gott wird mit dem zeitlich irdischen Geschehen restlos gleichgesetzt, die Menschen allein verwirklichen seine Idee. Nicht nur, daß Gott ihnen innewohnt; sie sind Gott. Das Absolute wird säkularisiert, das Säkulare verabsolutiert. Und die individuellen Ganzheiten, in denen sich der Geist in der Geschichte darstellt, sind nicht einzelne Menschen, sondern Völker. Um es wieder mit Hegels eigenen Worten zu sagen: „Der Geist in der Geschichte ist ein Individuum, das allgemeiner Natur ist, dabei aber ein bestimmtes ist, d. h. ein Volk überhaupt; und der Geist, mit dem wir es zu tun haben, ist der Volksgeist." Die von Her-

der ausgehende Lehre vom Volksgeist, die ursprünglich einen guten empirischen Sinn hatte, wird bei Hegel zum Mythos; die einzelnen Nationen werden die letzten individuellen, rational nicht weiter zu zerlegenden Gegebenheiten der Geschichte und als solche der letzte Grund aller politischen Legitimität; das ausschließliche Nationalitätsprinzip und die nationaldemokratische Auffassung der Regierung als „Vertretung" des Massenwillens haben hier ihr philosophisches Gegenstück. Das Empirische wird durch Ideen beherrscht, ja aufgehoben; die Begrenztheit und Unzulänglichkeit menschlichen Wirkens wird nicht mehr anerkannt. Denn „der Staat ist als die Wirklichkeit des substantiellen Wollens . . . das an und für sich Vernünftige." Alle Schranken staatlichen Handelns entfallen, für den handelnden Staatsmann verschwindet die Schwere der persönlichen Entscheidung, denn er ist ja nur Ausdrucksorgan des Weltgeistes, er wird aller Verantwortung enthoben.

Unsere Darstellung ist typologisch und geht nicht auf das einzelne aus, sondern auf die Sinneinheit vielfältiger Vorgänge; wir haben deshalb die philosophische, „ideologische", denkerische Verwirklichung der Nationaldemokratie der politischen Wirklichkeit, neben der sie einherging, vorangestellt. Der historische Prozeß läßt sich am besten erfassen, wenn man von der französischen Revolution ausgeht.

Die natürlichen Systeme des 17. Jahrhunderts hatten ihr den Boden bereitet; dem geschichtsfeindlichen Rationalismus der Aufklärung erschien der Staat als ein Mechanismus, der nach unbedingt und allgemein gültigen Normen der reinen Vernunft geleitet werden müsse. Aber die Regierung ist noch nicht Ausdruck des Gesamtwillens, der Regent des aufgeklärten Absolutismus „vertritt" nicht die Massen, sondern tritt der Staatsapparatur gegenüber als Maschinenmeister, der Bescheid weiß. In dieser Form ist noch Führung möglich. Um nun eine Sicherung vor der unumschränkten Gewalt der absolutistischen Regierung zu schaffen, werden in der fran-

zösischen Revolution bestimmte Freiheitsrechte des Einzelnen festgelegt und gefordert: die Menschenrechte. Das ist liberal gedacht und soll die Gesellschaft vom Staat befreien. Doch von hier aus kann eine politische Einheit, eine politische Machtform nicht abgeleitet und errungen werden. Diesem Zweck diente vielmehr ein anderes, rein demokratisches Prinzip: das der Volkssouveränität. Die Fiktion eines Gesamtwillens (volonté générale) der Nation unterstellt eine völlige Einheit und Einheitlichkeit der Staatsbürger, setzt sich über die sozialen, beruflichen, ethnischen Unterschiede und Gegensätze hinweg, ist eine kühne, dem aufgeklärten Rationalismus ins Gesicht schlagende Mythologisierung des Kollektivums „Volk". Rousseaus theoretische Absonderung des objektiven Willens (volonté générale) vom Massenwillen (volonté de tous) ist praktisch bedeutungslos geblieben. Der Gesamtwille des Volkes wird nun der letzte und einzige Grund einer legitimen Regierung, der Staat wird Ausdruck dieses Willens. Der Zwang und die Autorität einer der Gesellschaft gegenüberstehenden Herrschaft wird damit aufgehoben; aber die Gesellschaft muß nun selbst zum Staate werden, und damit entschwindet die gewünschte persönliche Freiheit erst recht in eine unerreichbare Ferne.

Dem Mythos von einem einheitlichen Willen der Nation stand ihre historische Gliederung in drei Stände entgegen; aber durch die Erklärung von Siéyès, der dritte Stand allein sei die vollständige Nation, wurde diese Gegebenheit kurzerhand wegdekretiert. Diese einheitliche Nation ist allmächtig; welche Normen und Inhalte ihr Wollen habe, ist einerlei, es ist immer gut und gesetzmäßig. Die Stände sind beseitigt, Gesellschaft und Staat sind nicht mehr voneinander abgegrenzte Sphären, ein Einheitssystem ist durchgedrungen. Der Volkswille ersetzt Gott, ist ein Surrogat Gottes geworden. Aber um das Einheitssystem folgerichtig durchzusetzen, mußte man alles eigene Recht, alles Einzelne, Eigentümliche und Besondere beseitigen und, um einen Aus-

druck Adam Müllers zu gebrauchen, nach einer Verfassung streben wie die der eroberten Länder, alles in eine allgemeine, untertänige und tributäre Masse verschmelzen, den Staat zu einem politischen Leichnam machen; und wer mußte das? Eben die demokratische Regierung, die ja nur den Gesamtwillen der Nation ausdrückt, also die Nation selber ist! Die Nation vergewaltigt sich selbst? Wenn irgendwo, so entlarvt sich hier der Grundsatz der Nationaldemokratie als verlogenes Hirngespinst; in der großen modernen Nation regiert das Volk nicht unmittelbar, regieren vielmehr nur einzelne, konkrete Personen, eine Minderheit, die durch jeden wirklichen Regierungsakt der Ideologie, durch die sie allein legitimiert ist, zuwiderhandeln muß. Den Gesamtwillen der Nation hat noch niemand in einem Präsidentenstuhl thronen sehen. Oder doch? Sah nicht Hegel den Weltgeist mit eigenen Augen zu Pferd unter der Maske Napoleons?

In Frankreich sind die Abgeordneten nun nicht mehr Vertreter von einzelnen Ständen, lokalen Provinzen, besonderen gesellschaftlichen Interessen oder sozialen Gruppen, sondern nur noch Repräsentanten der „einheitlichen" Gesamtnation. Außenpolitisch erscheint die bewaffnete Nation „im nationalen Missionskrieg". So bleibt es unter Napoleon; mag die Regierungsform wechseln und die Spitze des Staates monarchisch erscheinen, der Mythos von der einheitlichen Nation bleibt erhalten. Und warum sollte ein Mann nicht ebensogut oder besser den allgemeinen Willen vertreten können als mehrere? Im Missionskrieg schreibt Frankreich auch dem Gegner die Form der Abwehr vor; die Befreiungskriege sind Kriege des spontanen Willens der Gesamtnation, sie wollen die Gesamtnation. Und der Mythos wirkt weiter. Auch durch die Proklamierung des sozialistischen Klassenkampfes ist er nur scheinbar aufgehoben; denn in der Praxis (Rußland) kam er noch zu keinem höheren Ziel, als daß er erklärte: Der vierte Stand ist die Nation. Die Diktatur

des Proletariats als Vorstufe zur klassenlosen Gesellschaft — das ist ideologisch nichts Neues, ist nur eine Nachgeburt des nationaldemokratischen Prinzips und wurde notwendig gedacht, sobald der vierte Stand auftrat und sich reißend vermehrte. Er will nun, was der dritte Stand 1789 für sich erreichte.

In Deutschland hatte es der Ideenkreis der französischen Revolution besonders schwer, sich gegen die Geltung traditioneller Mächte völlig durchzusetzen; gegenüber der imponierenden Folgerichtigkeit, die Frankreich zeigt, hatte er hier nur Teilerfolge aufzuweisen. Aber so bedeutende Gegner er auch bald nach 1800 fand (v. d. Marwitz, Adam Müller), so gelang es doch nicht, diese junge Chimaira im Keim zu ersticken. Der Widerstand flaute zunehmend ab, und am 11. August 1919 hat die deutsche Nationalversammlung diese Ideen verfassungsmäßig verankert.

„Die Staatsgewalt geht vom Volke aus“ (Art. 1); das ist die Fiktion von der Volkssouveränität. „Die Reichsgesetze werden vom Reichstag beschlossen“ (Art. 68); das ist der Mythos von der Repräsentanz. Gibt es Normen und inhaltliche Richtlinien für diese Gesetze? Es gibt keine; was die Mehrheit will, es sei, wie es wolle, das ist Gesetz. Das ist n i c h t Gesetz, das ist kein echter Nomos mehr, sondern nur eine formale Begründung jeder Willkür. Was 51 v. H. und bei verfassungsändernden Maßnahmen 66⅔ v. H. der Abgeordneten beschließen, i s t Reichsgesetz; eine höhere Legitimierung als die aus dem Willen der Massen gibt es nicht, und nichts hindert, die Aufhebung der Ehe oder den Kindermord zu verordnen.

Die gedanklichen Voraussetzungen dieser Verfassung sind einer politischen Führung aus Grundsatz feindlich und vielmehr dahin gerichtet, jede Möglichkeit einer Führung systematisch zu verbieten. Wenn wir nach 1800 noch ein politisches Dasein führten, ja Zeiten politischer Größe erlebten, so verdanken wir das allein solchen Männern, die sich zu

älteren, vordemokratischen Herrschaftsformen bekannten. Die konservativen Werte der Religion, der Monarchie und des Adels haben uns konserviert. Aber das Hochkommen von Angehörigen früherer Zeitalter wurde immer unwahrscheinlicher und schwieriger. Am echtesten ist legitimiert, wer sich auf Gott berufen kann; aber wer konnte das noch, unberührt vom Geist der Zeit und in seinem eigenen Inneren unverwirrt? Man mag politische Herrschaft vielleicht sinnvoll damit begründen, daß man die Erhaltung eines herrschenden Standes proklamiert, der noch alles zusammenhält, der die Zerstörung aufhält; aber wer durfte das überhaupt aussprechen? Auf die Masse mußte man sich berufen, wodurch man zu allem oder vielmehr zu nichts legitimiert wird; auch der geborene Herr war genötigt zu heucheln, wenigstens zu tun, als ob er an den Massenwillen, an die Volkssouveränität glaube — und vielleicht glaubte er zeitweise selbst daran? Wer kann auf dieser schiefen Bahn noch Wahrheit und Lüge unterscheiden? Ideologische und moralische Begründungen, Entschuldigungen der Machtausübung waren unerläßlich. Durch falsche Prinzipien mußte sich der politische Führer vor den anderen, schlimmer noch, vor sich selbst rechtfertigen. Das führt auch den gesündesten Menschenschlag auf die Dauer zur Entartung. Das Erbgut an seelischen, geistigen und körperlichen Kräften aus der vordemokratischen Zeit wird rasch aufgezehrt, aber nicht erneuert.

Schon oben ist gesagt worden, daß durch die Orientierung am Ökonomischen und neuestens am Technischen die geistige Vorhut zunehmend vom Politischen und damit auch von der politischen Führung abgelenkt wurde. Die „Ansteckung" aller Kulturwertgebiete durch ein einziges, das jeweils als zentral empfunden wird, erweist sich dabei als folgenreich und verhängnisvoll; man ist nun geneigt, spezifisch politische Fragen nach ökonomischen oder technischen „Gesichtspunkten" zu lösen, d. h. zu verpfuschen. Aber die Wirtschaft und Technik sind ihrem Wesen nach nicht geeignet, eine wirklich führende,

den vollständigen Menschen beherrschende Führerschicht hervorzubringen, sie erzeugen nur Funktionäre. Auf ihrem eigensten Gebiete wird die Führerfrage immer brennender und unlösbarer. Ich zitiere: „In der Erziehung zu einer sozialen Elite mit konkreten Führungsaufgaben hat die führende Unternehmerschicht völlig versagt, sich um fast jeden Kredit gebracht, sich an jeder Situation, verantwortlich zu handeln, führend voranzugehen, vorbeigedrückt“ (Schürholz). „Der Unternehmer und Kaufmann, der seine wesentlichen Verantwortungskräfte aus einer außerhalb der Betriebswelt liegenden und ihr geschichtlich vorgelagerten nationalen und kirchlichen Welt empfangen hatte, vollzieht heute in schnellem Tempo den Abbau dieser vorindustriellen Geisteskräfte. Das heißt aber, er hat nicht mehr wie früher eine aus religiösen und nationalen Kräften geformte und gespeiste Persönlichkeit in die Wirtschaft einzusetzen, sondern nur noch ein „Ich“, das geistig einerseits der Willkür und dem Subjektivismus, andererseits dem Werksfetischismus zu verfallen droht.“ Dem deutschen Kaufmann und Unternehmer fehlte die religiöse Ethik des Kalvinismus; er „kam erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, d. h. in einer schon völlig entgotteten Zeit zur Herrschaft“ (Ernst Michel). Und selbst wenn wir von eigentlicher Führung absehen, — bei den meisten Berufen und Tätigkeiten ist das Bedürfnis nach einem geeigneten Nachwuchs, dem Überangebot an Menschen zum Trotz, immer schwerer zu befriedigen; der gelehrte Forscher, der Priester, der Arzt können auf ihrem Gebiete diese Erfahrung machen. Die Industrie hat mit den Menschen, die aus dem Bauerntum und dem Handwerk, also aus einer vorindustriellen Arbeitstradition, ihr zuströmten, eine gigantische Verschwendung getrieben (um von der Behördenhäufung und der Bürokratisierung der Werke nicht zu reden); wird die Arbeiterschaft sich dauernd aus sich selbst erneuern? Es ist kein Zufall, daß gerade die Frage des Nachwuchses so schwierig geworden ist; denn die Göttin

„Vernunft" sah der Göttin der Lust zum Verwechseln ähnlich; und wenn es vernünftig ist, vor allem das eigene Ich zu bewahren und ihm die größten Genußmöglichkeiten zu verschaffen, statt es aufzugeben und an das Größere zu verschenken, dann ist es unvernünftig, „Kinder in die Welt zu setzen", wie man mit unglaublicher Rohheit sagt, mehr noch, es ist unsittlich, ist ein moralischer Vorwurf, der dem darbenden Familienvater von heute täglich in die Ohren gellt. Bei demokratischem Massenglauben, bei kollektiven Lebensformen kann ein Volk noch kräftig und fruchtbar bleiben; der eigentlich *tödliche* Giftstoff in unserem Volkskörper ist der Liberalismus.

Das Einheitssystem der nationaldemokratischen Volksherrschaft kann nur verwirklicht werden, wenn die Nation ganz einheitlich ist, wenn alle Staatsbürger dasselbe wollen. Man sagt, daß es sich in manchen Staaten, etwa in Frankreich, tatsächlich so verhalte, und ist bei uns sogar geneigt, das als vorbildlich hinzustellen. In Deutschland ist das Einheitssystem auch heute noch nicht durchgedrungen, weil der Begriff des abstrakten Staatsbürgers (jeder ist jedem gleich) nicht Fleisch werden will und weil nicht alle dasselbe wollen. Ganz bestimmte Inhalte, religiöse und politische Bekenntnisse und Normen stehen gegeneinander und werden ernst genommen, nicht nur in liberalem Sinne als Diskussionsgegenstand, sondern blutig ernst. Ein Kampf der Systeme, der verschiedenen Menschenarten und Volkstümer ist im Gang. Und in der Form des Kampfes lassen sich alle streitenden Abteilungen dazu hinreißen, ihre Ziele zum ausschließlichen Einheitssystem zu erheben, mögen sie ihrem Wesen nach dazu geeignet sein oder nicht. Dieses Streben auf allen Seiten nach der absoluten und totalen, *alle* Verhältnisse durchdringenden Tyrannis hängt wurzelhaft mit der Nationaldemokratie, noch allgemeiner mit der Säkularisation zusammen; wenn der Mensch Gott vertreten muß, ja

Gott ist, so kann er sich nicht mehr mit Teilgebieten bescheiden.

Erlösen kann uns aus diesem Elend nur die Anerkennung und Bejahung der pluralistischen Wirklichkeit, die Absonderung der Kulturwertgebiete voneinander und der Glaube an ihre hierarchische Stufenordnung, die Differenzierung und dann die Synthese — mit einem Wort, das Bekenntnis zum Reich. Wir übernahmen die Einheitsidee zu früh — denn Deutschland war durchaus noch nicht „reif“ dazu — und auch wieder zu spät; denn schon ist sie veraltet, schon wird gerade bei uns um nachdemokratische Herrschaftsformen gerungen. Es gab einzelne Völker, an deren dämonisch gesegneten, vorgeschichtlichen Anfängen die Einheit des ganzen Lebens in Gott erfahren wurde, sich offenbarte in ihren Göttern, die mit der Kraft des Volkes eins waren. In der Helle des geschichtlichen Zeitalters, das die Völker verbindet und zugleich schärfer als je voneinander sondert, diese religiöse Einheit ebenso oder so ähnlich wieder herstellen zu wollen, wäre eine eschatologische Hoffnung; und das Streben nach Einheit auf nicht religiösem, sondern rationalem Weg ist antichristliche Eschatologie. In diesem Zeitalter des erwachten und nicht wieder einzuschläfernden Bewußtseins bleibt erreichbar nur die sinnvolle Gliederung der Gebiete nach ihrer eigenen Art, das wissende Bekennen zu ihrer unversehrten Sonderheit und ihrer geglaubten, nicht verwirklichten Einheit in Gott. Der Pluralismus kann bejaht werden, wenn sich über der landschaftlichen, ständischen und sozialen Gliederung die Kuppel des Reiches spannt und eine religiös-kulturelle Einheit bewirkt. Wie fruchtbar war es, daß neben und über der politischen Vielfalt des alten Hellas der panhellenische Gedanke stand; in Religion, Sprache und Kultur wurde die Zusammengehörigkeit erkannt und erlebt an Homer, der Tragödie, den olympischen Spielen.

Die formaldemokratischen Formen unseres Verfassungslebens entsprechen tatsächlich und ideologisch den Grundsätzen

von 1789 und bedeuten gewaltige Hindernisse der politischen Führung, Hindernisse, die man nicht leichtnehmen und verharmlosen darf unter Hinweis darauf, daß die Praxis diesen gefährlichen Prinzipien nicht ganz entspreche. Aber gewiß bedeuten alle den Prinzipien widerstrebenden Faktoren eine große Hoffnung, bei ihnen muß die Bildung einer Führerschicht ansetzen. Zu nennen wären: der Reichspräsident, der in Deutschland zwar von den Massen gewählt wird, aber danach trachtet, nicht die ausgesprochenen Massenwünsche, sondern den objektiven Willen des Volkes, der diesem gar nicht bewußt zu sein braucht, zu vollziehen; das Kriegertum, über das noch zu sprechen sein wird; die Berufsstände, Bünde, Arbeitslager. Wenn diese Gebilde in die Nation eingegliedert werden und die Parteien verdrängen, so ist wieder politische Führung möglich.

Die Form der Partei ist hoffnungslos; sie kann keine Führer heranbilden, stellen, nicht einmal dulden. Eine Partei mag Ideologien haben, welche sie wolle: dadurch, daß sie „Vertreter", Abgeordnete aufstellt, bekennt sie sich zum Mythos von der Repräsentanz; dadurch, daß sie durch parlamentarische Behandlung und Diskussion irgendwelche Fragen lösen will, bekennt sie sich zum Liberalismus. Der errechnete Wille der Mehrheit soll Geltung haben, soll anerkannt werden; da aber die Abgeordneten jeder, auch der kleineren Partei, nach der demokratischen Fiktion Mundstück der vollständigen Nation sein wollen und sollen, so müssen sie wieder nach einem Einheitssystem der Regierung, nach der Tyrannis ihrer Partei streben. Sie sollen den Gegner anerkennen und zugleich vernichten; bei der Vielfältigkeit und Ernsthaftigkeit der innerdeutschen Gegensätze ist das ein in sich widerspruchsvolles, unmögliches Unternehmen.

Eine Sonderstellung innerhalb der Parteien nimmt die nationalsozialistische Bewegung ein. Nach ihrem Erscheinungsbild, ihrer Propaganda und ihren Massenversammlungen betrachtet ist sie eine rein nationaldemokratische, also

reaktionäre Partei, die nur entschiedener und wirkungsvoller als die älteren Parteien die Konsequenzen zieht. Die Parteidisziplin ist straff, bürokratisch, unterscheidet sich etwa von der Methode der Sozialdemokraten nicht im Prinzip. Vor allem ist man nicht von der demokratischen Fiktion abgerückt, daß der Führer ein Mandat ausübe, das ihm von den Geführten übertragen worden sei, daß er Beauftragter der Massen sei. Es wird offenbar als selbstverständlich angenommen, daß der Wille des Führers mit dem Willen der Gefolgschaft übereinstimmen müsse; wie bedingt, jung und fragwürdig diese Annahme ist, das ist anscheinend nicht genügend bewußt geworden. Aber wer hier aufs Wissen verzichtet, unterliegt der Annahme, die er verabsolutiert. Die Begeisterung für Massenversammlungen, die Jagd nach Stimmen und nach der parlamentarischen Mehrheit, die Berufung auf den Volkswillen, das Bekenntnis zu einem Einheitssystem der Herrschaft, zur Tyrannis der Partei — das ist mehr als Beachtung der Spielregeln, mehr als notwendiger Opportunismus, das ist durch und durch nationaldemokratisch.

Und doch wäre es ungerecht, sich bei dieser Kritik zu beruhigen. Dem Nationalsozialismus ist zuzugestehen, daß er eindeutig mit jedem Liberalismus gebrochen hat; seine Mehrheit im Parlament wäre notwendig das Ende des Parlamentarismus überhaupt. Und ohne die Beimischung des liberalistischen Giftes ist der demokratische Wahn imstande, mit doppelter Stoßkraft zu seiner Vollendung, damit zu seinem Ende zu kommen und in sein Gegenteil, in die Autorität, umzuschlagen. Denn Zucht und Autorität sind hier nicht mehr (wie bei jedem Liberalismus) verpönte, sondern sind anerkannte Werte. Aber wahre, eigentliche Autorität ist nie auf den Volkswillen zu gründen. In der volkstümlichen Vorstellung vom Dritten Reich lebt noch der pseudoreligiöse puritanische Glaube an ein Gottesreich auf Erden weiter und zugleich der pseudorationale Traum von einem idealen Ver-

nunftstaat, der durch richtige Einsicht, sittlichen Fortschritt, geläuterte Gesinnung der Staatsbürger herbeigeführt werde — lauter luftige Hoffnungen, die zu dem in Sünde und Elend befangenen Geschlecht in keiner Beziehung stehen. Der autoritäre Führer ist nicht Gesinnungsgenosse, steht nicht auf gleichem Boden wie die Geführten, sondern steht ihnen gegenüber und ist nur dem Willen Gottes verantwortlich, während der Wille des Volkes (und auch der menschliche Wille des Regenten), auch der wahre objektive Wille, oft das Irrige und Verderbliche erstrebt.

Die Bereitschaft, den eigenen Willen nicht „vertreten" zu lassen, sondern unterzuordnen und aufzugeben, ist im Nationalsozialismus tatsächlich vorhanden; die Bewegung erschöpft sich ja nicht darin, Partei zu sein, sondern umfaßt auch die militärisch aufgezogenen Bünde der SA. Diese Formationen sind von Haus aus am ersten geeignet, Führer heranzuziehen und zugleich die Stellung des Führers gegen die vielleicht eines Tages in ihren Wünschen enttäuschten Wählermassen zu stärken. Ein Heer ist die beste Erziehungsschule für Führer, es ist zugleich eine unentbehrliche Machtstütze für den wahren Regenten, der sich nicht nach der Stimmung der Massen richten kann. Nicht wer 51 v. H. Mehrheit im Parlament hat, sondern wer Reichswehr, Polizei und militärisch ausgebildete Bünde hat, wäre heute in Deutschland Herr der Lage, wenn er das wahre, christliche Reich wollte, das jedem sein Recht und seinen Platz zugesteht. Er dürfte geringen Widerstand finden; in jeder Demokratie ist eines Tages der Punkt erreicht, wo die souveräne Masse ihrer Souveränität müde ist und kommandiert werden will.

Ist vielleicht das Zentrum die Partei, die am sichersten auf konservativer Grundlage steht und das wahre christliche Reich will? Vermutlich hat es seine zähe Lebenskraft seiner Beziehung zu christlichen Wahrheiten zu verdanken; auch bedeutet die Erziehung der Priester zur Politik durch die Kirche viel, die Tradition dieser Schule ist alt und ruhmreich. Ge-

sprochen muß hier vom Zentrum werden, obwohl ein in seiner Wurzel protestantischer Autor darauf verzichten wird, hinter das Geheimnis dieser ziemlich undurchsichtigen Partei zu kommen. Aber es bleibt der Eindruck: Wenn das Evangelium die Erlösung Einzelner durch Gnadenwahl meint, so meint die römische Kirche die Erlösung aller durch Zwang; dazu paßt es, daß auch das Zentrum ein Einheitssystem der Herrschaft, seiner Herrschaft, anstrebt. Das ist in seinem Kampf gegen den Nationalsozialismus und gegen die Regierung Papen besonders klar in Erscheinung getreten. Die Formen des Kampfes ließ es sich vom Gegner vorschreiben (Massenversammlungen, Plakatkrieg, die „Bayernwacht" der Bayrischen Volkspartei). Die nationalsozialistische Bewegung, als die gefährlichste Gegnerin, sollte unter Anwendung religiöser Druckmittel entrechtet, aus der Volksgemeinschaft ausgestoßen, unter eine Art von Ausnahmezustand gestellt werden. Gegen den katholischen Kanzler Papen wurde ein wütender Kampf geführt, weil er aus dem Zentrum ausgetreten ist; mag sich die Partei auch zu andersartigen, religiösen Ideen bekennen, in der politischen Praxis will auch sie die Tyrannis, verfährt nicht als Vertreterin nur des katholischen Volksteils, sondern der Gesamtnation, unterliegt dem Mythos von der Repräsentanz, freilich nicht so total wie andere Parteien; der undemokratische Charakter der letzten Prinzipien gestaltet ein elastisches Verfahren in parlamentarischen Fragen.

Im allgemeinen sind die Parteien quer durch die wirklichen Fronten gelagert und bieten keinen Anlaß zu leidenschaftlichen Bekenntnissen. Man kann wohl in den Doktrinen einen ausschließlichen Gegensatz, ein echtes politisches Freund-Feind-Verhältnis feststellen; so gibt es zwischen dem christlichen Reichsgedanken, der sich auf die Abhängigkeit des Menschen von Gott gründet, und der kommunistisch-bolschewistischen Lehre von der vollkommenen menschlichen Gesellschaft im Diesseits keine Versöhnung. Denn Rußland be-

kennt sich zu einer antichristlichen, säkularen Gegenreligion; der vierte Stand ist dort zur vollständigen Nation geworden, ein grausig imponierendes, alle Seinsgebiete durchdringendes Einheitssystem hat sich durchgesetzt. Aber der deutsche Kommunist muß, als konkreter Mensch genommen, mit dem deutschen Konservativen nicht im Freund-Feind-Verhältnis stehen, muß nicht die „seinsmäßige Negierung" des anderen Teils bedeuten; denn er ist vor allem deutscher Mensch, und der Deutsche muß immer wieder einheitlichen Doktrinen verfallen und — untreu werden, gerade weil sie in sich geschlossen sind, um seinem eigenen Wesen treu zu bleiben. Der deutsche Kommunist ist nicht mit der russischen Doktrin schlechthin gleichzusetzen, und erst recht nicht mit dem asozialen Verbrechertum, das noch nie auszurotten war, aber bei einer Herrschaft echter Autorität auch über die Geister in seinen Schlupfwinkeln verschwindet.

Bis zu einem gewissen Grad mag es zutreffen, daß jede der großen Parteien vornehmlich Menschen von einem gewissen unter sich gleichartigen Schlag, von seinsmäßiger Ähnlichkeit ansaugt; aber bei vielen hängt der Beitritt und die zeitweilige Zugehörigkeit von Äußerlichkeiten ab, viele sind in gar keiner Partei untergebracht und unterzubringen, und deshalb bilden sich hier keine klaren Fronten. Auf so schwankenden Grundlagen entsteht keine Führer-Elite. Dem Streben der Parteien fehlt die seinsmäßige Begründung. Denn sie alle wollen die Alleinherrschaft ihrer Einheitssysteme, wollen zunehmend keine Diskussionen mehr, sondern ihre ausschließliche Selbstdarstellung. Koalitionen sind nicht mehr erwünscht, ja kaum mehr möglich; um praktisch arbeiten zu können, muß die Regierung das Parlament immer mehr ausschalten. Das bedeutet eine Bürgerkriegslage, aber eine unechte, Bürgerkrieg mit verwirrten und unklaren Fronten. Der Idee nach wären die Fronten klar zu ziehen: hier die Anhänger des christlichen, hierarchisch aufgebauten Reichs Deutscher Nation, dort die Befürworter des bolsche-

wistischen, einheitlichen Zwangsstaates. Aber in Hinsicht auf die konkreten Menschen sind die Fronten verwischt. Links stehen sich Kommunisten und Mehrheitssozialisten gegenüber als verschieden geartete Deutsche, rechts Zentrum und Nationalsozialisten. Im Nationalsozialismus hat besonders ein aktiver, norddeutscher Schlag, der aber im ganzen Reich verbreitet ist, seine politische Heimat gefunden; im Zentrum scheint sich eine schon im Wesen andersartige, durch Geschichte und Religion anders erzogene Bevölkerung zu sammeln. Hier, und nicht in den Parteiprogrammen, scheint die Wurzel des tiefen Gegensatzes beider Parteien zu liegen. Unsere politische Zukunft hängt vielleicht davon ab, ob die Überwindung dieses Gegensatzes gelingt. Aber durch ein „taktisches" Zusammengehen der alten Gegner gelingt sie nicht, vielmehr rottet das den letzten Glauben an die Parteien aus. Und hier erfüllt der Nationalsozialismus mit seiner eigentümlichen Problematik eine besondere geschichtliche Aufgabe. Er ist die Erfüllung und das Ende des Massenwahns; denn die Kraft, den Massenwahn zu beenden, hat nur dieser selbst, wenn er sich gegen sich selbst kehrt. Und die kleinere Schar des konservativen Gedankens, die schon um die Ausgestaltung nachdemokratischer Herrschaftsformen ringt, kann erst dann tätig wirken, wenn er ihr den Boden bereitet hat. Und wenn andere Parteien, auch das Zentrum, den Gegenpart mit einseitigem, ausschließenden und in seiner menschlichen Artung verneinenden Haß verfolgen, so hat der Nationalsozialismus den Vorteil, daß er sich programmatisch eindeutig nur gegen die bolschewistische Doktrin kehrt und praktisch einen feindlichen Gegensatz von katholischen und protestantischen Deutschen nicht anerkennt. Auch keinen zwischen süddeutschem Wesen und Preußentum (und wenn die neuere Geschichte etwas lehrt, so dies, daß ohne die führende Rolle des wahren Preußentums ein starker, deutscher Staat nicht denkbar ist; der Süddeutsche hat so wenig Staatsgefühl wie

der Niederdeutsche und denkt mehr volk- und familienhaft). Auch den Klassenkampf, ja den Klassengedanken verneint der Nationalsozialismus und will die deutschen Kommunisten nicht so sehr dezimieren als in sich aufsaugen. Denn das Proletariat kann nicht mehr ausgeschlossen, es muß in die Nation aufgenommen werden. Ein Kriegertum, das sich zugunsten der „Wirtschaft“ und der wirtschaftlich Bevorzugten gegen die Besitzlosen gebrauchen läßt, verliert seine Ehre. Die Eingliederung des Arbeiterstandes in den Staat ist nötig und bei einem pluralistisch gegliederten Reichsaufbau auch möglich, einem Aufbau, der die landschaftlichen und berufsständischen Besonderheiten nicht aufhebt, nicht zu Feindschaften werden läßt, sondern überwölbt. Die Volksvertreter sind dann Sprecher für ihre Auftraggeber und kritische Mahner der Regierung, aber nicht mehr mit der Ausübung der Regierung und der Stellung der Minister belastet. —

Wir haben bisher — und dieser Teil mußte notwendigerweise theoretisch und negativ ausfallen — betrachtet, welche Hindernisse die deutsche Gegenwart der Bildung einer politischen Führerschicht entgegensetzt; es war hier vor allem eine Kritik der gegenwärtigen Herrschaftsformen und der ihnen vorausliegenden Ideologien zu geben. Es ist auch schon auf die positiven Voraussetzungen der Bildung einer solchen Schicht hingedeutet: Kriegertum, wahrer Adel, echter, inhaltlich bestimmter Nomos. Um aber von diesen Voraussetzungen eine klarere Anschauung zu geben, müssen wir absehen von der chaotischen Gegenwart, die keine feste Rangordnung der Werte und Stände anerkennt. Andere Zeitalter geben uns die exemplarischen Lehren in klarerer Form. Es ist keine Fachsimpelei, wenn wir uns zur Antike wenden.

Der Humanismus

Antike, Christentum und Deutschtum sind die drei Grundsteine, auf denen das höhere Leben unseres Volkes ruht. Man kann nicht einen oder gar zwei dieser Steine herausbrechen, etwa alles aufs Deutschtum allein aufbauen und die anderen Quadern als undeutsch verwerfen wollen. Das wäre eine abstrakte, schulmeisternde Korrektur unserer Geschichte. Alle drei Bestandteile sind als geschichtliche Wirklichkeiten unlösbar zusammengewachsen, alle drei tragen das Reich der Deutschen. Gerade weil unser Volk die antike und christliche Erbschaft antrat, nehmend, gebend und sicher auch verlierend, wurde es Zentrum des weltgeschichtlichen Geschehens und ist es bis heute geblieben. So konnten sich bei uns auch keine in der Wurzel „rein" deutschen Herrschaftsformen unbeeinflußt entwickeln und vollenden; vielmehr war die maßgebende Doktrin vom Staate, die Form des Staates, das Staatsgefühl, ein aus Rom bezogener „Importartikel". Deutsch war es, die Vielfalt und Eigenart der Stämme in einem bunten Nebeneinander, Durcheinander, ja, Gegeneinander zur Geltung kommen zu lassen; aber römisch war die Form eines universalen Reiches, christlich der Inhalt der Reichsidee, christlich die Legitimierung der Herrschaft durch Gott und Gottes Statthalter, antik überhaupt die Anerkennung fester endgültiger Formen, während die deutsche Art so etwas als Formeln entwertet, formfeindlich ist, die Wände sprengt. Die Gefahr dieser deutschen Anlage ist die geschichtslose Sondertümlichkeit, das Sich-verkriechen in sein Ländchen, Dörfchen, seine vier Wände. Staatsbildend war im deutschen Raum bisher nur die

antik-humanistisch, die *römisch* durchtränkte Oberschicht. Die Aufrichtung eines wahren Staates kann nur gewaltsam geschehen und erfordert ein herrisches Kriegertum, das auch andere, andersartige Menschen verantwortlich zu lenken beansprucht. Das nur naturhafte, „organische" Verfahren ist unzureichend; die *geschichtliche* Tat setzt sich darüber hinweg und ist höheren Ranges. Und die geschichteschaffende Kraft ist im Deutschen bisher nur durch das Antik-Römische entbunden worden; das Herauspräparieren des „rein" Germanischen wäre staatsauflösend und bedeutet ein Bekenntnis zu prähistorischen Zuständen. Gerade der gewaltsam geschaffene, „unorganische" Staat Preußen, der aus keinem Stamm, aus keiner Landschaft gewachsen ist, der den französisch-romanischen Neigungen seiner Herrscher, ihrem Streben nach „gloire" Entscheidendes verdankt, hat in unserer neueren Geschichte den Staatsgedanken maßgebend vertreten; er ist nicht das Reich, aber seine Stärke ist die Vorbedingung des Reiches. Das eigentümlich Zwanghafte der preußischen Zucht, der Feldwebelton des im Grunde gutmütigen Preußen ist ein bezeichnendes Merkmal deutscher Staatlichkeit und nicht wegzudenken, nicht wegzuwünschen.

Die religiös legitimierte, auf Gott sich gründende Verfassung des mittelalterlichen Reiches ging in direkter Tradition auf die alte Kirche, auf das alte Rom zurück. Aber diese direkte Tradition war zu Ende, als die in Luther verkörperte deutsche Gewissenhaftigkeit in Glaubenssachen sich weigern mußte, die geschichtliche Wirklichkeit als irdisches Gottesreich anzuerkennen. Das Reich war nun für das deutsche Bewußtsein nicht mehr *christlich* legitimiert, ja, es war kein Reich mehr, sondern eine riesige Hausmacht, die den altwürdigen Namen zu Unrecht weiterführte. Die Wirkung der Antike auf den deutschen Geist wurde nun indirekt, vollzog sich ohne das *Medium* des weiterlebenden, ewigen Rom und insofern *unmittelbarer*, wenngleich bewußter und künstlicher. Der zweite Humanismus wagte

den Sprung zu den originalen Griechen; es war ein Sprung zu uns selbst. Zwischen deutschem und griechischem Wesen besteht eine geheime Urverwandtschaft. Das Vielfältige und Sondertümliche, die Vollendung der gesamtmenschlichen Möglichkeiten und die tiefe Erfahrung der menschlichen Unzulänglichkeit, die tragische Anlage, die aus Tiefe geborene Unlust, den Bau eines festen Hauses im Diesseits auch nur zu versuchen, die Unzufriedenheit mit dem Möglichen, das Vordringen zum Letzten und über das Letzte hinaus, das auf den Grund gehen, und wäre es auch ein Zugrundegehen — das alles ist uns vertraut, wenn auch in solch unbeeinflußter Vollendung bei uns nicht einheimisch, ist für uns beispielhaft. Die Römer sind vorbildlich in der praktischen Politik, die Griechen geben uns die exemplarischen Lehren von den wesenhaften, ewigen, klassischen Formen des Politischen. Als Subjekte der verfassunggebenden Gewalt erscheinen in Hellas der Monarch von Gottes Gnaden oder der Adel oder das Volk oder die waffenfähige Mannschaft, und zwar jede dieser Möglichkeiten rein und folgerichtig bis zum äußersten verwirklicht. Die letztgenannte Form wird neuerdings mit Recht als eine spezifisch deutsche und dem deutschen Wesen angemessene anerkannt; sie ist aber bei uns nie so energisch durchgeführt worden wie von den Griechen etwa in Sparta (wo staatstragend allein die kleine Schar der ursprünglichen Eroberer des Landes, das in Permanenz erklärte Heerlager war), aber keineswegs in Sparta allein. Auch das demokratische Athen faßte in der Not des peloponnesischen Krieges (411) den Entschluß, den Staat in die Hände eines Ausschusses von 5000 waffenfähigen Bürgern zu legen, die in der Lage waren, sich selbst auszurüsten; Thukydides, der neben und über Machiavelli größte politische Denker Europas, bekennt, Athen sei nie besser regiert worden als damals, und man fälschte etwa damals unter dem Namen des alten Drakon eine Verfassung, die den Grundsatz klar formulierte: „Der Staat gehört den

Waffenfähigen, die sich selbst ausrüsten; nur diese sind verfassunggebend.“ Das Verständnis der Griechen aus der Gegenwart — der Gegenwart und Zukunft aus den Griechen wird durch einen erneuerten Humanismus ermöglicht. Ein Beispiel: wir sind an dem Glauben Rousseaus, daß alle Menschen von Natur gut seien und daß man aus allen alles machen könne, irre geworden. Nun, denselben Glauben hatten die Sophisten, und Platon hat ihn bekämpft; er wollte nicht nur „geistige“ Erziehung, sondern Züchtung hochwertiger Menschen. Was er (g e g e n die Sophisten) Philosophie nannte, war nicht nur geistig, sondern auch körperlich bedingt; „nicht Bastarde“, sagt er, „müssen sich mit ihr befassen, sondern Menschen von reinem Blut“. Also die Eignung zur Philosophie war für Platon auch eine Artfrage; und mag man (wie der Schreiber dieses) die praktische Anwendung zuchtbiologischer Grundsätze auf die menschliche Fortpflanzung, den Erlaß von Zeugungsreglements bei Platon wie bei modernen Eugenikern für rationalistische Überhebung halten, so ist doch die E r f a h r u n g Platons vom Artunterschied und Wertunterschied der Menschen beispielhaft.

Doch wir können uns hier nicht in Einzelheiten verlieren. Wir sahen, daß eine staatsbildende Schicht in Deutschland der Antike nicht entraten kann, daß die Erziehung gerade der politischen Führerauslese humanistisch sein muß. Noch gilt unvermindert, was Eduard Schwartz, einer unserer größten Gräzisten, schon 1901 aussprach: „Wir brauchen . . . selbständige Mittelpunkte, die wissenschaftliches Leben aus sich ausstrahlen. Das allein kann der Nation eine geistige Aristokratie erhalten, ohne die sie bei aller materiellen Blüte auf die Dauer nicht existieren kann.“

Adel

Mit dem, was hier Adel genannt wird, ist nicht der deutsche Adel der Gegenwart gemeint. Um das Wesen des Adeligen an sich zu begreifen, orientieren wir uns am altgriechischen Adel. Bei uns verbürgt kein Prädikat, kein noch so langer Stammbaum das Vorkommen der wahrhaft adeligen Merkmale. Bei uns verkörpern der Sohn eines Feldschers und der eines Maurers, Schiller und Hebbel, das spezifisch Adelige, auch das Adelsstolze, besonders gültig. Wer solche Wesenszüge besitzt, ist adelig. Und der Adelige ist selten. Es ist wohl utopisch, wenn man die „Erkenntnis des eingeborenen Adels des ganzen deutschblütigen Volkes“ verbreiten will und darauf hofft, die zusammengeströmten Besucher einer Massenversammlung würden erleben, „daß sie als Deutsche alle Teil und jeder Stück einer Aristokratie seien“. Gewiß, das deutsche Volk hat einen einzigartigen Rang unter den Nationen, eine zentrale Stellung und Aufgabe im welthistorischen Geschehen; aber Träger dieser Aufgabe werden immer nur sehr Wenige sein, treue Anhänger, Diener und Gefolgsleute dieser sehr Wenigen immer nur ziemlich Wenige, und die Mehrheit wird sie aus nicht klar bewußten und deshalb um so wirksameren Beweggründen hassen, schädigen und verfolgen. Denn ewige Feindschaft ist gesetzt zwischen Vornehm und Gemein, zwischen Edel und Schlecht, und „mehr wie Durst und Hunger quält das Edlere den Schlechten“ (Hölderlin).

Das Edle ist keine natürliche, keine aus dem „Milieu“ ableitbare Kategorie; zu aller Zeit hat das unbefangene Empfinden es auf die Gottheit selbst zurückgeführt. Blüher

verweist auf den doppelten Bericht der Bibel von der Schöpfung des Menschen: „Gott schuf den Menschen Ihm zum Bilde", und später: „Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß"; er versteht das als zwei getrennte Schöpfungsakte und leitet daraus die Vorstellung von einer primären und einer sekundären Rasse ab. Dieser Rassebegriff muß religiös, nicht physiologisch verstanden werden; niemand kann sich seiner Abstammung wegen einfach zur primären Rasse zählen. Die Rassen existieren nicht reinlich gesondert; der Mensch ist von Anfang an aus dem Ergebnis beider Schöpfungsakte zusammengewachsen. Aber immer wieder treten in der Geschichte der Völker seltene große Gestalten auf, Vertreter der primären Rasse, Helden, Heroen, deren Ruhm glänzend und ewig in der Zeitlichkeit strahlt, wohingegen die „massenhaft auftretende gefräßige Unterart" vergessen wird, sie, für die doch das ganze heroische Ringen der Edlen geschieht. Denn wenn das Edle auf der Erde erscheint, ruht es nicht selig in sich selbst, sondern fühlt sich verantwortlich für die Vielen, die Andersartigen, und müht sich für diese zu Tode. Endgültig „erlösen" kann es sie nie; aber daß sie weiterhin zur Menschheit gehören, verdanken sie ihm allein. — Diese Deutung des Schöpfungsberichtes mag man einen neuen Mythos nennen; aber anders als in mythischer Form läßt sich dieser Sachverhalt nicht angemessen ausdrücken. Und wie erklärt die Schrift selbst die Entstehung des Großen auf Erden? „Da sahen die Kinder Gottes nach den Töchtern der Menschen, wie sie schön waren, und nahmen zu Weibern, welche sie wollten . . . Es waren auch zu den Zeiten Tyrannen auf Erden; denn da die Kinder Gottes zu den Töchtern der Menschen eingingen, und sie ihnen Kinder gebaren, wurden daraus Gewaltige in der Welt und berühmte Männer" (1. Mose 6, 2 und 4). Und gerade damals, sagt der tiefsinnige Bericht (Vers 6), reute es Gott, daß er die Menschen gemacht hatte, und es bekümmerte ihn in seinem

Herzen! — Genau dieselbe Vorstellung von der Herkunft der Großen ist bei den Griechen Volksglaube bis tief in die geschichtliche Zeit hinein. Zeus steigt herab zu Alkmene und zeugt mit ihr den Herakles, Zeus oder seiner Söhne einer haben die großen Ahnherrn und Erzväter aller adeligen Geschlechter gezeugt, indem sie ein Menschenweib mit ihrem Samen begnadeten. Apollon zeugte den göttlichen Platon, Zeus den großen Alexander. Der Adel kommt von den Göttern. Göttersöhne sind auch die schöpferischen Genien, die Meister der Kunst, des Wortes, des Wissens; aber da der Adel für die anderen, die vielen verantwortlich ist, so ist seine Aufgabe im wesentlichen politisch.

Wenn wir die mythische Betrachtungsweise beiseitelassen und die Frage „rein“ historisch ansehen, so ist das einzelne der Entstehung des griechischen Adels bezeichnenderweise nicht faßbar. Man kann sich den Vorgang etwa folgendermaßen vorstellen: Am Anfang war der wandernde kriegerische Stamm, bestehend aus freien, gleichberechtigten Mannen der Heeresgemeinde und geführt von dem erwählten Heerkönig, dem Herzog. Allmählich gewann das Königtum an Autorität, wurde erblich und von Gottes Gnaden; allmählich zeichnete der König einzelne aus seinem Kriegergefolge aus, die sich ausgezeichnet hatten, zog sie als seinen Rat an sich; sie wurden reich mit Beute bedacht, reich mit Land belehnt. So wurde der Adelige ein Herr im kleinen, und während seine Leute das Gut arbeiteten, konnte er sich ganz der Ausbildung zum Krieg und zum Herrschen widmen. — Eine solche geschichtliche Erklärung bleibt natürlich in hohem Grad eine nur gedachte Konstruktion; insbesondere die zeitliche Auseinanderlegung des Geschehens entspringt dem logischen Bedürfnis nach klarer Anordnung und entspricht nur wenig der lebendigen Wirklichkeit. Was erhob den König, was den einzelnen Krieger über die anderen? Die einzelnen verdienstlichen Taten quellen aus einem erhöhten Sein, das zu erlangen nicht in menschlicher

Macht sieht. Was ein Geschlecht erhebt, ist Gnadenwahl durch Gott.

Der aus dem Kriegertum entstandene Adel tritt uns schon bei Homer als ein geschlossener Stand mit exklusiver Gesinnung entgegen; im Bewußtsein dieser edlen Herren trat das Staatliche fast völlig hinter dem Ständischen zurück. Zum Adel gehört, wer gute Ahnen hat und sein Geschlecht auf einen Gott zurückführen kann. Denn die edle Art und das reiche Können, daß die „Besten" von dem schlichten, dem schlechten Mann unterscheidet, liegt nur im Blut; die Anlage zur Leistung liegt an Wesen und Wuchs, man sieht sie dem Adelssproß an. Die Besten sind zugleich auch die Schönsten; schön ist, was gut aussieht; schöne Handlungen sind solche, die sich gut ausnehmen, also ehrenhaftes und billiges Verhalten, Mut im Kriege; schön und gut ist dasselbe, das Ethische und das Ästhetische sind noch keine getrennten Kategorien. Adeliges Wesen ist erblich, aber nicht lehrbar; „wer nur das Lehrbare besitzt", sagt Pindar, „ist ein dunkler Mann, bald von diesem und bald von jenem begeistert, versucht vergeblich tausenderlei und geht nie mit sicherem Schritt einher". Darum muß das Blut rein gehalten werden; durch Mißheiraten mit anderen Ständen, die um des Geldes willen vorkamen, wird die Art verschlechtert und verpfuscht. So entstanden problematische, zwiespältige, zwiefältige Naturen; die sittlichen Bezeichnungen konnten nicht mehr mit den Standesbezeichnungen zusammenfallen, der Adel eines Menschen mußte sich nicht mehr mit seiner Abstammung decken, es entstand der gefährliche, tragische Begriff des i n n e r e n, geistigen Adels. Es ist ein Glücksfall, daß uns die alten Dichter den Übergang von der reinlichen Sonderung zur Mischung und Verwischung zeigen. Die Anlage zur großen adeligen Leistung ist an die Geschlechter gebunden; sie strahlt in den Taten einzelner Geschlechtsangehöriger, keineswegs aller. Denn die Alten wußten, daß ein Adelsgeschlecht nicht eine ununterbrochene

Reihe von besonders ausgezeichneten Vertretern hervorbringen kann. Es bedarf vielmehr generationenlang des Schlummers; die Erbanlage „steht nahe dem reichen Acker, der im Wechsel einmal dem Menschen Brot für ein Jahr schenkt, dann wieder ausruht und Kräfte sammelt" (Pindar). Auf den Wert eines Geschlechtes läßt sich eine gesunde Rangordnung besser gründen als auf die Ausnahmeleistungen Einzelner.

Für die adelige Anlage gab es im archaischen Hellas einen angemessenen Platz im Staat, gab es feste Formen des wirtschaftlichen Lebens und der Erziehung, von denen noch zu reden sein wird. Im späteren Hellas starben diese Formen ab, unserer deutschen Gegenwart sind sie fast unbekannt; aber bei einer völlig chaotischen Verwirrung der Stände und Lebensformen schlägt der Adel immer wieder durch, oft an gänzlich unerwartetem Ort. Das bringt uns auf die Frage der sogenannten „Idealisten", das Wort nicht philosophisch, sondern charakterologisch verstanden. Idealist in diesem Sinne ist, wer in der sogenannten realen Wirklichkeit nur wie ein Verbannter lebt, wer nicht in ihr völlig aufgeht, sich ihr nie völlig anpaßt, sondern wer mit ganzer Seele in einer „andern" Welt webt, die ihm höher und maßgebender ist als die reale. Einer weiteren allgemeinen Beschreibung bedarf es nicht; denn wir können auf eine konkrete klassische Verkörperung dieser Menschenart hinweisen, die allbekannt ist oder es doch sein sollte, auf Schiller. Daß er sich der Macht des Gemeinen, das „uns alle bändigt", entzogen habe und gerungen, „damit der Tag dem Edlen endlich komme", das hat der große, mehr bürgerliche Freund als Grundzug dieses Aristokraten gültig formuliert. Durch Schillers ganzes Werk geht der Widerstand des Edlen, des seelischen Adels gegen die gemeine Wirklichkeit der Dinge. In der Jugend äußert er sich als unbedingter, absoluter Vernichtungswille gegen alle Korruption und Konvention: Karl Moor; und weiter: Ferdinand von

Walter gegen die bürgerliche Gesellschaft, Posa gegen die Realpolitik; Johanna, die Herabkunft des Göttlichen auf die Erde — immer derselbe Konflikt. Der Hinweis auf Schiller ist unzeitgemäß; man glaubt ihn abgetan zu haben als den Dichter des „hohlen Pathos“ und verekelt ihn der Jugend auf der Schule; denn als Lektüre für die Jungen, die (wenigstens früher) eine idealistische Periode so sicher durchmachten wie die Masern, läßt man ihn noch zur Not gelten. Aber das vulgäre Urteil ist gedankenlos, und seine allgemeine Verbreitung dürfte mit der allgemeinen Abneigung gegen Adelsgesinnung zusammenhängen. Wer von hohlem Pathos spricht, hat keine Ohren für den herrischen Klang, für die heroische Musik dieser Sprache; kein Nachahmer trifft diesen Ton. Und die höhere Entwicklung der Kunstform, der Psychologie, der dichterischen Technik, die seither erreicht sein soll — das sind Behelfe und Surrogate des seßhaften Bürgers, dem der adelige Schwung nicht gegeben ist. Und weiter ist es ein ebenso beliebter wie falscher Einwand der sekundären Rasse, diesen Idealismus luftig oder „falsch“ zu nennen und als nutzloses Hinwegsehen über die Realität zu verurteilen. Als politischer Dichter großen Stils kennt Schiller die Wirklichkeit, er zeigte im Privatleben einen überraschenden Scharfblick für Personen und gegebene Verhältnisse, er nannte Männerkraft (im konkreten, konkretesten Sinne) des Geistes beste Hälfte; für ihn ist Geist schöpferische, angreifende, zeugende Energie und nicht umständliche, methodische Selbstbefriedigung. Er lebt nicht in der Luft, sondern in der Wirklichkeit der adeligen Anlage, die in einen schneidenden Gegensatz zu den Lebensformen seiner Zeit tritt. Diese Anlage ist eine seelische Potenz; unsere Großen des 18. und 19. Jahrhunderts leben in einer „anderen“ Zeit, die sie nicht historisch auf irgendeine Vergangenheit fixieren. Es ist eine Art von absoluter Forderung; aber man nimmt gerne an, daß sie in anderen Zeitaltern eher erfüllt gewesen sei. Vor allem gilt die Antike als

das bessere, das gelobte Land, und Hölderlin hat mit besonders genialer Intuition an die frühen Griechen angeknüpft. Bei der alle Adelswerte verneinenden Entwicklung des 19. Jahrhunderts ist es kein Wunder, daß die Edleren enttäuscht und verbittert wurden, resignierten, bis zum Selbsthaß gegen ihre Anlage kamen. Aber wir können sogar einen lebenden Dichter nennen, der die aristokratische Art wieder durchgesetzt, die große, von Schiller ausgehende Linie weitergezogen hat: Paul Ernst. In seinem dramatischen Schaffen begegnet uns von Anfang an der Gegensatz von Edel und Gemein. In frühen Lustspielen erscheint er als Kontrast der poetischen und der prosaischen Welt: die höheren Menschen leben in der poetischen und finden den Übergang nicht. In seinen Tragödien handelt es sich zumeist um das gleiche Grunderlebnis: ein wohlgeschaffener, adeliger Mensch, dessen Leben Sinn und Ziel in sich hat, der nach einem seelischen, gebieterischen Gesetz des Inneren mit großartigem Ordnungssinn die Welt einrenken will, gerät in Verstrickungen, die ihn zum Untergang führen, und dazu genügt sein bloßes Vorhandensein, denn in den anderen, mißgeschaffenen Menschen erregt er einen Stachel, ihn zu vernichten oder zu ihresgleichen zu machen — das ist dasselbe —, wenn sie sich nicht selbst vernichten wollen. Der Adelsmensch beunruhigt die Gemeinen, zieht sie magnetisch an, und da ein Verkehr auf gleichem Fuß nicht möglich ist, so entstehen Haß und Vernichtungswille aus gekränkter Liebe. Die Wechselbeziehung der beiden „Rassen" zueinander, ihre schicksalsmäßige Abhängigkeit voneinander wird bei Paul Ernst dargestellt und von seinen dramatischen Figuren mit fast allzu heller Bewußtheit ausgesprochen.

Wir haben den Idealisten als den Menschen von adeliger Anlage charakterisiert, der in einer ihm einzig gemäßen, wirklichen, durch sein Dasein bewiesenen Welt lebt, einer Welt, die aber eine seelische Potenz bleibt, weil zu seiner Zeit die andere Rasse maßgebend ist und die Formen des

wirklichen Lebens gestaltet. Nun aber treten uns in der europäischen Literatur die ersten Gestalten, die einen „falschen" Idealismus vertreten, in den Tragödien des Euripides entgegen: jugendliche, reine Gestalten wie seine aulische Iphigenie, die sich beim ersten Zusammenstoß mit der rauhen Wirklichkeit mit verräterischer Beflissenheit zum freiwilligen Opfertod drängen und aus dem Leben hinausretten. Der Idealist bei Euripides — und das ist das Einzigartige und Aufschlußreiche bei ihm — lebt nun nicht zu irgendeiner historisch nicht fixierbaren Zeit, sondern zu einer ganz bestimmten; er tut, als ob es die maßgebende Geltung der Adelswerte, als ob es die heroische Welt noch gäbe, in der die nicht idealistischen Gestalten des Aischylos und Sophokles wirklich leben, obwohl diese Dichter schon unter der Demokratie wirkten, und die ganz ungebrochen bei Homer erscheint. Der Idealismus ist hier nicht etwas Losgelöstes und Luftiges, sondern Überbleibsel einer ganz bestimmten geschichtlichen Zeit und Herrschaftsform, das Weiterleben dieser Zeit in Menschen, die sich den geänderten Verhältnissen nicht anpassen können, wollen, sollen. Das beweist die zeitlose, exemplarische Bedeutung des griechischen Adels und seiner Lebensformen: damals behauptete der Adel den ihm gebührenden Rang, lebte zu seiner Zeit und nach seinem Lebensgesetz.

Im Zeitalter der religiösen Gebundenheit, bis ins 5. Jahrhundert vor Christus, hatte der Adel allein die politische Führung bei den Hellenen. Er brachte eine glänzende Reihe politischer und zumeist auch militärischer Begabungen hervor; aber selbst die großen Schöpfer des Epos, der Tragödie und der Lyrik sahen ihre Aufgabe vorwiegend politisch an. Erst in hellenistischer Zeit kennt man (aus Not und bitterer Entsagung) ein Dichten nur um des Dichtens willen, eine Kunst für die Kunst; aber in der archaischen und klassischen Zeit der Griechen waren die Dichter dasselbe für die Erwachsenen, was die Lehrer für die Kinder sind:

Erzieher. Und sie erzogen nicht den losgelösten Menschen zu „reinem" Menschentum, sondern den unlösbar der Gemeinschaft, dem Stand oder Staat verhafteten Menschen zum Standesgenossen, zum Glied des Staates. Die Könige, Archonten, Feldherren, Tyrannen, selbst die revolutionären Anführer der kleinen Leute entflammten alle dem Adel.

Was diese feudale Kriegerkaste ursprünglich erstrebte, war die politische Vorherrschaft und das Vorrecht ihres Standes. Der Stand wird als eine geschlossene Ganzheit aufgefaßt; Standesgenossen, die aus dem Rahmen fallen, die zu hoch oder zu tief steigen, begegnen einem erbitterten, geschlossenen Widerstand.

Die Zeit der Kriegs- und Raubfahrten, als der Stamm noch wanderte, hatte den Kriegeradel entstehen lassen; zu festen Lebensformen konnte er erst gelangen, nachdem der Stamm seßhaft geworden war. Der Adel hatte den besten Teil des Beutelandes erhalten; davon konnte er leben, und zwar arbeitslos leben, sich ganz dem Waffenhandwerk und der Ausbildung zum Kriegertum widmen, davon konnte er sich mit kostbaren Waffen und Streitwagen versehen. So gerieten die Kleinbauern und besitzlosen Tagelöhner, deren Tag durch Feldarbeit und Handwerk ausgefüllt war, von selbst in Abhängigkeit von den edlen Herrn. Sie gaben ihre Freiheit und ihre Rechte hin, um den Schutz eines Mächtigen zu finden, wurden zu Hörigen und Lehensleuten. Und auch die formell freigebliebenen Kleinbesitzer waren in Wirklichkeit von den Edlen nicht minder abhängig. Aber der edle Herr war nun auch für das Wohl seiner Untertanen verantwortlich, war ihr patriarchalisch waltender Vater; seiner Milde und Zauberkraft schrieb man es zu, daß die Erde reichlich Getreide trug, die Bäume schwer von Früchten beladen waren, das Vieh sich ständig vermehrte und das Meer Fische in Fülle schenkte (Odyssee 19, 110 ff.). Vom Grundbesitz zu leben war allein standesgemäß; jede andere Arbeit schändete, vor allem Handel und Gewerbe.

Die Freiheit von Erwerbsarbeit hatte nur den Zweck, Zeit für die viel härtere Standeserziehung zu schaffen, eine Erziehung, die man auf Angehörige anderer Stände anzuwenden nicht einmal versuchte. Die angeborene, von den Göttern stammende Anlage wird durch bewußte Zucht, ja, durch Züchtung zu ihrer höchsten Möglichkeit gesteigert. Der griechische Adel fühlte sich nicht als eine „Rasse", die sich bei ihrer blutmäßigen Hochwertigkeit beruhigen könnte, sondern als ein „Stand" (wie auch die Ehe ein Stand und keine natürliche Gegebenheit ist). Das muß um so mehr betont werden, als die mit harter Mühe erreichte Zucht beim griechischen Adel zu einer vollendeten Natürlichkeit geworden ist, weil die Herrenmenschen des homerischen Epos sich zwanglos bewegen und offenbar in ihrer Haut wohl fühlen. Aber die Standesbildung war alles andere als „human"; sie war strenger Drill, ein Sichplagen. Die körperliche Ausbildung, die Gymnastik bestand in Turnen, in Exerzieren, in ehrgeizweckenden Wettspielen; ihre wenn nicht ursprünglichste, so doch klassische Form begegnet uns in Sparta, dem antiken Preußen. Vom siebenten Lebensjahr an gehört der Knabe zur „Herde", zu seinem Truppenteil. Hier lernt er das Waffenhandwerk von Grund aus; Unterordnung, Bescheidenheit, Schlagfertigkeit, knappe und gehaltvolle Ausdrucksweise werden ihm beigebracht. Zu diesem Lebensstil gehört die Armut; nichts Weichliches, Üppiges ist gestattet, die Kleidung und das Feldbett schützen nicht vor Frost, die Ernährung ist kärglich bis zum Hungerleiden. Jede Wehleidigkeit ist verpönt. Die echten Spartaner rekrutierten sich aus nur wenigen Familien, sie waren eine kleine Minderheit, die eine überwältigende Mehrheit von „gemeinen" Leuten in völliger Abhängigkeit hielten, aber ein solcher Spartaner hatte den Kampfwert eines Heeres. Im Grunde war der militärische Drill im modernen Sparta, in Preußen, nicht wesentlich anders. Ein vierzehnjähriger preußischer Junker berichtet vom Antritt seines Dienstes: „Ich war sehr klein

und schwach und noch ein sehr schlechter Reiter. Wie die Exerzierzeit Ende März losging, wurde es mir unmäßig sauer. Da zu jener Zeit alles Exerzieren mit der frühesten Morgenstunde begann, so mußte ich gewöhnlich schon um halb drei Uhr morgens im Stall zum Putzen sein. Ich mußte also um zwei Uhr von Hause weggehen ... Um halb vier Uhr ging dann alles nach Hause, um sich anzukleiden, um halb fünf Uhr war man wieder im Stall zum Satteln, um fünf Uhr wurde ausgerückt ... und man war etwa um zehn Uhr wieder zu Hause." Am Nachmittag „um drei Uhr wurde schon in reinem Anzug unter den Linden zu Fuß exerziert, bis halb fünf und dann von fünf bis sechs abends im Stall wieder geputzt. Man war also von halb vier Uhr morgens bis halb sieben Uhr abends in einer Bewegung, und darunter wenigstens sechs Stunden zu Pferde ... es ist also begreiflich, daß dieser Dienst, im vierzehnten Jahre geleistet, höchst angreifend war" (v. d. Marwitz). Durch den Dienst wird peinliche Sorgfalt und Pünktlichkeit entwickelt, die sich dann in allen größeren Leistungen glänzend zeigt und allein das Vollendete hervorbringt; diese, und nicht ein launisches Sichgehenlassen, eine „großzügige Genialität" galt von Anbeginn als ein Merkmal des Adels; „in aller Welt ... ist bei den Adeligen die Zuchtlosigkeit und Unbilligkeit am geringsten, die strenge Genauigkeit (Akribie) für ordentliche Leistungen am häufigsten", schreibt ein athenischer Aristokrat des 5. Jahrhunderts. Der Drill stählte den Mut, entwickelte das Führen und Befehlenkönnen; bei Wettspielen wie Ringkampf oder Wagenrennen kam es außer auf Körperkraft vor allem auf Gewandtheit und rasche Entschlußfähigkeit an. In jedem Falle handelte es sich um eine Ausbildung der Willensstärke, die wesentlich zum Herrentum gehört; zu diesem Zweck wurde „Sport" getrieben und nicht als Selbstzweck, nicht zur Erziehung von Berufsathleten und Rekorden, auch nicht für die persönliche Gesundheit des Privaten. Der Wille muß ganz und ein-

heitlich sein, Wollen und Können deckt sich. „Niemals raubt das männerbezähmende Fürchten dem Edlen die blühende Kraft der Seele" (Pindar). Das innere Leben ist nicht zerspalten in blinde unlenkbare Triebe und sehendes ohnmächtiges Wissen, nicht zwiefältig, sondern einfältig; „Einfalt bildet den wesentlichsten Teil adeliger Gesinnung" (Thukydides). Der Edelmann ist über Wankelmut erhaben; aber die Gemeinen „betrügen einander und haben einander zum besten, den Unterschied von Edel und Gemein kennen sie nicht. Keinen von diesen mach dir zum Freund irgendeines Nutzens wegen, scheine nur allen mit der Zunge Freund zu sein, aber ein ernstes Geschäft teile mit keinem! Denn sonst wirst du die Sinnesart dieser erbärmlichen Menschen zu spüren bekommen, daß bei Taten auf sie kein Verlaß ist, sondern an Lug und Betrug und Vielfältigkeit haben sie ihre Freude, Menschen, denen nicht zu helfen ist." So belehrt der Adelsdichter Theognis die Jugend. Die Einfalt, Eindeutigkeit, Einheitlichkeit ist Beschränktheit im besten Sinne; und wer aus wucherndem Intellekt dieser Beschränktheit, der biologisch nötigen Dummheit ermangelt, hat einen Defekt. Aber den geistig Armen ist das Erdenreich gegeben, nicht den Überwitzigen; die Außenpolitik und diplomatische Kunst gerade der Spartaner war gefürchtet, ja berüchtigt; Euripides nennt sie Heimtücker und Lügenmeister, aller Welt verhaßt und stets krumme Wege gehend. Diese Edelleute waren ohne Falsch, aber zugleich klug wie die Schlangen und jedem feindlichen Anschlag gewachsen. Der Wille ist einheitlich; die Triebe und Leidenschaften sind nicht ausgeartet und losgelassen, sind nicht unterdrückt und abgeschnitten, sondern geformt und erzogen, man kann sie auf ein Ziel hin zusammenzwingen, sie ziehen als schnaubende Rosse den Wagen des edlen Herrn. Anlage und generationenlang gesammelte Erfahrung befähigen den Adligen zur illusionsfreien Nüchternheit in politischen Dingen; in den Betrachtungen des Thukydides verrät sich

das Denken der Herrenkaste, des zum Herrschen geborenen und an der praktischen Herrschaft verhinderten Aristokraten; es wird theoretisch. Dem Thukydides gelten in der politischen Geschichte nur reale Kräfte, der menschliche Eigennutz und Wille zur Macht; „die Götter und Menschen unterwerfen durch einen Zwang ihrer Natur alles, worüber sie Macht gewinnen können, ihrer Herrschaft." Allgemeine Schlagworte wie Freiheit oder Volksherrschaft sind für den Edelmann Fiktionen, deren Wirksamkeit er kennt und benutzt, deren Suggestion er selbst aber nicht unterliegt. Seine Stärke ist die genaue Berechnung der tatsächlichen Machtverhältnisse, die feine Witterung für Unwägbarkeiten, die „möglichst richtige Voraussicht dessen, was andere unter gegebenen Umständen tun werden". In der Politik ist alles Macht und Behauptung der Macht; man muß den anderen in Furcht versetzen oder sich selber fürchten. Über diese kalte Nüchternheit ist niemals Plattheit, kein Sichstellen auf den Boden der Tatsachen; in den kühlen Betrachtungen des großen Rationalisten Thukydides schwingt ein gewaltiges ethisches, ja religiöses Pathos. Ziel der Politik ist nicht das säuische Behagen der Unterart, wodurch der Adel als politischer Stand seinen Sinn verlöre, sondern die Aufrichtung und Bewahrung des wahren Nomos, der Ordnung Gottes in der Welt. Ein Realpolitiker wie Perikles bedurfte nach Platon zu seinem Erfolg eines höheren „idealistischen Schwungs", eines hintergründigen Tiefsinns; nur dadurch wurde er der allervollkommenste Redner und der Herr des athenischen Volkes. „Alle vornehmen Künste bedürfen eines Zusatzes von spitzfindigen und verstiegenen Grübeleien über das Wesen der Dinge, denn der hohe Flug und die durchschlagende Kraft scheint ihnen von dorther zuzukommen. Auch Perikles hat sich das zu seiner glänzenden Naturanlage hinzuerworben. Er traf nämlich mit Anaxagoras zusammen, der von solcher Art war; deshalb, glaube ich, widmete er sich tiefsinnigen Betrachtungen und drang zum Wesen des Geistes und der Ma-

terie vor — gerade darüber pflegte Anaxagoras zu lehren —, und daraus leitete er das für die Redekunst Brauchbare ab, nämlich Kenntnis der menschlichen Seele". Nüchternheit und Überschwang gehörten zusammen.

Die geistige Ausbildung wurde „Musik" genannt, worunter man das Lesen, Singen und Auswendiglernen der Dichter, das heißt der Propheten und Träger der göttlichen Offenbarung verstand, besonders Homers und der Lyriker. In Sparta hat man es dabei bewenden lassen; Bibel und Gesangbuch genügten für den Edelmann, eine weitergehende geistige Tätigkeit gehörte nicht zum Herrentum, sondern lähmte nach der Anschauung des Standes die Willenskraft. Diese großartige Einseitigkeit (alles Große ist einseitig und übertrieben) war jedenfalls in biologischer Hinsicht günstig und hat mit dazu beigetragen, die spartanische Herrenschicht und die zu ihrem Gedeihen notwendigen Grundsätze um Jahrhunderte länger als im übrigen Griechenland am Leben zu erhalten. Während anderswo die führende Schicht sich auf andere, neue Grundsätze und neue Formen der politischen Herrschaft verlegte, hielt man in Sparta daran fest, die regierende Minderheit der Edlen und die regierte Mehrheit der Gemeinen reinlich zu scheiden. Das brachte die Herren wohl in Schwierigkeiten, in eine militärische Zwangslage und dauernde Alarmbereitschaft gegen die grollenden Massen, aber es bewahrte sie vor grundsätzlich falschen Lagen und dem Zwang, sich etwas vorzulügen und vorzumachen. Aber der attische Adel (um von dem allerbegabtesten, am schnellsten verbrauchten jonischen zu schweigen) war weniger immun gegen den „Geist", ließ sich nicht nur von fahrenden Leuten vorsingen, sondern schämte sich eigener künstlerischer Produktion nicht, wie Solon, der Sproß des Hochadels, schon im 6. Jahrhundert seine politischen Dichtungen schuf. Dieser Schlag war empfänglich und empfindlich für neue Strömungen geistiger und sozialer Art, unterlag den Wirkungen der Geldwirtschaft, die man in Sparta kurzerhand verbot, unter-

lag der Forderung der Volksherrschaft, der Demokratie. Ferne sei es, ihn deshalb herabzusetzen; gerade die Athener wandten sich den wirklich dringlichen Aufgaben zu und wurden die wahren Träger des geschichtlichen Prozesses, der zur Fülle der Zeit führte und zum Ende der Zeit führen wird und der durch Wahn, Irrtum, gewaltsame Eingriffe in das Naturhafte oft am wirksamsten beschleunigt wird — während Sparta schließlich nur noch sich selbst konservierte. Aber es lebte zäh weiter, und von der Zeit des peloponnesischen Krieges an war ihm der militärische und politische Erfolg, den Athenern der Mißerfolg beschieden.

Der Gedanke der Volksherrschaft hatte in seiner ursprünglichen Form vielleicht gerade für den Adel etwas Verlockendes. In der Polis, der Form des geschlossenen Gau- und Stammesstaates, lag von vornherein das Bestreben, die volle Gleichberechtigung aller Gemeindemitglieder, wie sie in der irrtümlichen Heeresgemeinde bestanden hatte, wieder herzustellen. Der Staat sollte nicht mehr allein die Herrschaft des adeligen Berufskriegertums, sondern das Imperium aller Inhaber des Bürgerrechts darstellen. Das gedankliche Ziel ist die völlige, organische Einheit der ganzen Bürgerschaft, die gewissermaßen zu e i n e m Menschen werden sollte; und solange praktisch den Adelsgeschlechtern stillschweigend noch die führende Rolle zukam, mußte es den Regenten als ein Glücksfall erscheinen, die gesamten Kräfte der Bürgerschaft, auch ihren Eifer und guten Willen, in einer noch nie dagewesenen Weise für politische Ziele einspannen zu können, mußte es eine höhere Aufgabe dünken, nicht mehr vorwiegend den Standesinteressen, sondern den Bedürfnissen eines größeren Ganzen verantwortlich genügen zu müssen. Themistokles und Perikles konnten diese Möglichkeit erfolgreich ausnützen und wurden glänzende Vertreter einer großen, attischen Reichspolitik; dem Alkibiades, der das Gleiche nach ihnen versuchte, gelang es nicht mehr. Denn wenn in der Demokratie jeder Einzelne gleich fähig zum Regiment sein sollte,

gleich verantwortlich für den Staat, gleich führend in der Polis, so war damit die ganze Bürgerschaft zu einer Art von „denaturiertem“ Adel gemacht; und diese Überspannung erwies sich als zu schwer für die menschliche Natur. Der in Sparta immer beobachtete Gegensatz von Edlen und Gemeinen war einfach wegdekretiert, man tat, als wäre jeder jedem gleich. Der Gemeine glaubte das gern aus Kitzel und Dünkel, wenn auch mit schlechtem Gewissen; der Edle wohl nur ungern, indem er sich zur Selbsterniedrigung zwang, und auch mit schlechtem Gewissen; beide logen sich diesen Glauben vor. Und das adelige Wesen wurde nun notwendig diffamiert. Denn wenn Edle und Gemeine gleichberechtigt zusammenwirken sollen, so muß der Gemeine seinen Lebensstil als maßgebenden aufstellen und dem Edlen verbieten, seine eigentliche Natur zu verraten, er muß es einfach wegen seiner Selbstbehauptung; denn der Edle ist sein Feind und bedeutet seine „seinsmäßige Negierung“. Nach dem Tode des Perikles haben Gewerbetreibende, „Wirtschaftsführer“, den Staat gelenkt und die Großmacht Athen in nicht ganz dreißig Jahren in eine vernichtende Katastrophe gesteuert. In den Nöten dieses langsamen Untergehens gab es noch einen späten Vertreter des großen Adels, der nach dem Urteil aller den Staat hätte retten können, der seinen Beruf dazu durch glänzende Proben bewiesen hatte, aber der ihn nicht retten durfte: Alkibiades. Er durfte nicht, weil die Gemeinen an dem Format seiner Existenz Anstoß nahmen und ihn jederzeit absetzen konnten; eine autoritative, von Pöbellaunen unabhängige Form der Obrigkeit und des militärischen Kommandos gab es nicht mehr. Wenn Alkibiades als ein ausgearteter, ungebundener Geist wirkt, der das Unmögliche und Widerspruchsvolle versucht, so deshalb, weil die Demokratie ihm keine wirkliche Möglichkeit mehr bot. Thukydides berichtet: „Alkibiades besaß eine angesehene politische Stellung, gab sich aber seiner Leidenschaft zum Rennsport und sonstigen Aufwand ausschweifender hin als sein

Vermögen erlaubte; diese Maßlosigkeit hat später nicht am wenigsten den Sturz Athens verschuldet. Denn die große Menge geriet in Furcht vor der Großzügigkeit, mit der er sich für seine Person über Gesetz und Herkommen hinwegsetzte, und vor der hochfliegenden Art seiner Entwürfe, die er allemal bei jeder Lage, in die er geriet, offenbarte: deshalb stellte sie sich ihm feindlich entgegen als einem Mann von tyrannischen Gelüsten, und obwohl er für die Gesamtheit das Kriegswesen mit stärkstem Erfolg leitete, so nahm doch jeder Einzelne unter den Bürgern persönlich Anstoß an seiner Lebensweise. Deshalb übertrugen sie den Oberbefehl an andere und brachten dadurch binnen kurzem Athen zu Fall." Die Masse mußte ihm mißtrauen und konnte nicht ernstlich glauben, ein Alkibiades habe nichts als ihr Wohl im Auge (das glaubte sie kaum ihren Lakaien, den Demagogen); umgekehrt konnte ein Alkibiades den Zuschnitt seines Lebens und seiner Gedanken nicht nach den Begriffen eines Kleinbürgers einrichten. Für Größe gab es keinen Platz mehr. Und dieses innere Gebrechen des Staates mußte bei äußerer Notlage verhängnisvoll werden. Athen bedurfte im Krieg eines großen Führers; es hatte ihn; aber die Massenherrschaft ertrug keine Führung mehr, ertrug den Mann nicht mehr, der sich durch sein Anderssein unverkennbar von der Masse unterschied und die Fiktion der Gleichheit, die er gern benutzte, schon durch seinen Anblick widerlegte. Dies ist beispielhaft für die falsche, unmögliche Lage, in die der Adel durch sein Eingehen auf die demokratische Fiktion geraten war. Aber die kastenmäßige Sonderung der Edlen und Gemeinen konnte nicht mehr, wie in Sparta, aufrechterhalten werden (und auch dort war es nur in reaktionärem Sinne möglich). Die Vermischung und Verwischung der Stände war schon zu weit vorgeschritten, die göttlichen Samenkräfte waren auch in die unteren Schichten verstreut, das Geld hatte auch gemeinen Leuten Aufnahme in den Adel verschafft. Die äußere, naturhafte Scheidung der Fron-

ten, die eine Zeitlang bestanden und die politische Herrschaftsform erleichtert hatte, ist zu Ende.

Adel wurde nun mit Notwendigkeit eine geistige Potenz. Schon in den großen jonischen Lyrikern waren in einer revolutionären Zeit, wo sich die bevorzugte Stellung der Edelleute nicht mehr von selbst verstand, das Wesen und die Grundsätze des Adels bewußt geworden. Thukydides, durch Anlage, Familientradition und Erziehung zur praktischen Politik bestimmt, verlor durch die Demokratie sein militäriches Kommando, und nun wurde die politische Praxis des adeligen Herrentums in ihm zum Wissen, zur Theorie, die Akribie des Dienstes zur wissenschaftlichen Sorgfalt; und mochten ihm auch durch den Einfluß der sophistischen Aufklärung die Götter zu einem Wahn geworden sein, so bezeugt doch jede Seite seines Werks eine exklusive, sich vom Volk weit distanzierende Vornehmheit, eine wahrhaft königliche Würde.

Wieweit bei den Griechen dieses Geistigwerden des Adels mit einer biologischen Entartung verbunden war, ist nicht im einzelnen faßbar. Aber unsere neuere heimische Literaturgeschichte liefert uns auffallende Belege. Kleist, um den großartigsten Adelsdichter zu nennen, ist persönlich direktionslos, pathologischen Zuständen preisgegeben, die Fortpflanzung ist ihm versagt; aber das Wesen und die Normen des Staatlichen und Politischen, insonderheit des Preußentums, hat er mit prophetischer Klarheit geschaut und mit antiker Größe gestaltet. Und wie vermag es die Droste, das kleine, zur Vermählung nicht geschaffene Fräulein, das Geheimnis adeliger Tradition im Wort zu verkörpern!

In solchen schöpferischen Genien ist der Geist die unirdische Flamme, die das Irdische als einen Brennstoff erfaßt und verzehrt. Und mag sie die Person des Trägers verzehren: ein Werk, das der Bewußtmachung, der tieferen Auslegung, dem ritterlichen Schutz der Tradition dient, kann

auch eine politische Großtat sein. Aber wie, wenn eine Herrenschicht mit dem nicht dienenden, sondern freien, als Selbstzweck geltenden Geist liebäugelt? „Den Kranken lockt, was ihm schädlich ist“ (Nietzsche). Zum Bild der Entartung gehört der Bruch mit der Tradition, die Begierde nach andersrassigen Weibern, die Empfänglichkeit für alles Geistige.

Nicht nur biologisch, sondern eigentlich politisch gefährlich ist das Geistigwerden wegen der sogenannten Autonomie des Geistes. Wenn die Logik nicht mehr (wie bei den frühen Griechen) eine Methode der Eristik ist, der Komment der Redewettkämpfe, die Kunst, Recht zu behalten, sondern wenn sie als das ewige Gesetz des einsamen Denkens und der Wahrheitserkenntnis anerkannt wird, als die letzte Instanz, so wird das Denken zum Selbstzweck. Der Geistige wird Diener der Theorie, der reinen Wissenschaft, der reinen Begriffe; und eine Elite, die sich diesem „Zentralgebiet“ widmet, wird von der Politik unweigerlich abgeführt. Das reine Denken ist der lebendigen Wirklichkeit „unangemessen“, es kann das Wesens des Willensmäßigen, des Augenblicklichen, des konkreten Menschen nicht erfassen.

Die platonische Akademie hatte sich das Ziel gesteckt, durch wissenschaftliche Ausbildung eine politische Elite zu erschaffen. Sie war von Haus aus keine Stätte der reinen Wissenschaft, sondern alle Forschung und Untersuchung war ein Mittel für einen politischen Zweck, die Reform der Polis, und hatte die pädagogische Absicht, eine neue Führerschicht zu erziehen. Die Wissenschaft sollte nun die Religion und die alte Standesgesinnung, die absolute Ethik sollte den Nomos, das lebendige und rational nicht faßbare Lebensgesetz der Polis, ersetzen. Aber obwohl der göttliche Platon (auch er ein Letzter, Vollendeter des alten Hochadels) Denker und Dichter und Seher zugleich war, obwohl er die theoretische Wissenschaft nicht zum Selbstzweck machte und die Schranken ihrer Methode immer wieder überflog, obwohl er

noch in wirklicher Lebensgemeinschaft mit seinen Schülern verbunden war, so hat sich doch auch in seinem Wirken die Autonomie des Geistigen durchgesetzt. Aus seiner Schule gingen keine neuen politischen Führer hervor, vielmehr wurde in ihr die europäische Wissenschaft im eigentlichen Sinne geboren. Die Schüler machten die Forschung immer entschiedener zum Selbstzweck und ergaben sich der Beschaulichkeit eines theoretischen Daseins. Etwas Großes, bis heute Lebendiges war damit der Welt erschienen; aber etwas Unpolitisches, ja Widerpolitisches. Kriegerisch-politische Triebe und Institutionen wurden durch diese Entwicklung zum Geistigen hin entpolitisiert; das zeigt sich besonders deutlich an dem „platonischen Eros". Die Knabenliebe war im Heerlager der dorischen Stämme entstanden (Homer kennt sie nicht) und am deutlichsten in Sparta und Kreta zu einer militärisch-pädagogischen Institution geworden. Der erwachsene Liebhaber warb um einen Knaben, übertrug durch den Geschlechtsverkehr seine männliche Kraft auf ihn und war nun auch für seine Ehre verantwortlich, hatte ihn zu einem vollendeten Standesgenossen heranzubilden. Die Liebe machte mutig; vor dem Geliebten zeigte sich keiner feige, sondern jeder tapfer über seine Kräfte; ein aus Liebenden und Geliebten gebildetes Heer galt als unbesiegbar. Auch der nichtdorische Adel, auch die Vornehmen Athens übernahmen den männlichen Eros, während das einfache Volk von ihm nicht berührt wurde; denn die Dorier waren maßgebend für die Formen des adeligen Lebens. In der guten Gesellschaft Athens bekam dieser in der Wurzel derbe, naturhafte, staatsbildende männliche Eros etwas eigentümlich Sentimentales, etwas Pädagogisches im Sinne der Vergeistigung und Erlösung des Geliebten; aber damit schwand der kriegerisch-politische Charakter. Schwärmerische und zärtliche Überschwänglichkeiten wie „flehentliche Bitten und Beschwörungen bei der Werbung und Eidschwüre und nachts vor der

Türe liegen und freiwillige Knechtsdienste, wie sie kein Sklave tut", waren unter den Männern den Knaben gegenüber gang und gäbe; und von Platon wurde dieser Überschwang gedeutet, sublim gedeutet, als unendlicher, durch sinnliche Befriedigung nie zu stillender Trieb nach dem Letzten, nach der Ganzheit der ursprünglichen Menschennatur, nach dem höchsten, absoluten Wert, nach Dauer des Augenblicks, Ewigkeit der Lust. Welche feurige Kraft er damit in die Pädagogik, in die Forschung hinüberleitete, ist klar, und klar ist auch, daß er sie von der Politik wegleitete. —

Wir können nun die in der Einleitung gestellten Fragen beantworten. Welcher Schlag von Menschen ist überhaupt zur Herrschaft berufen? Nur der Adel in dem von uns beschriebenen Sinn als erhöhtes Sein, ontologisch, nicht äußerlich verstanden. Er gedeiht am besten in lebenskräftigen Geschlechtern, die sich von den andersartigen Menschen reinlich absondern, und in geschichtlichen Zeitaltern, die ihm einen politischen Vorrang zugestehen. Die Monarchie ist ihm am günstigsten, die Demokratie ist ihm tödlich. Krieg und Politik sind sein Lebenselement, dazu wird er erzogen. Seinen Unterhalt zieht er von Landwirtschaft und Grundbesitz. Ohne voraussagen zu wollen, welchen Weg die Geschichte einschlagen wird, um heute bei uns eine neue Führerschicht zu entwickeln, haben wir die zeitlosen, ideellen Züge dieses Typus aufzuzeichnen versucht. Auch heute bedeuten Blut und traditionelle Standeserziehung noch viel, auch heute sind die Söhne alter, an die Landwirtschaft gebundener, militärisch erzogener Familien in der Politik besonders wertvoll, wie jener typische Vertreter des alten Preußentums, der überlebende Vertreter eines stärkeren Zeitalters beweist, der heute durch sein unnachahmliches Sein das Reich zusammenhält. Der alte Adel Deutschlands ist kein geschlossener, kein politischer Stand mehr; aber die alten, ewigen Standeswerte des Junkertums werden der neuen, das Reich aufbauenden Führerschicht wieder ihr Gepräge geben. Aber das Reich ist keine

naturwüchsige, sondern eine religiöse Herrschaftsform; und dies, die Bindung aus Christentum, unterscheidet unsere Zeit wesenhaft von der Antike. Der Nomos der neuen politischen Führerschicht ist nicht völkisch-naturhaft, sondern christlich-geschichtlich. Was ihn legitimiert, ist nicht mehr der Glaube an den olympischen Gott des Geschlechtes oder an den ortsgebundenen Gott der Gemeinde, sondern der Glaube an Christus.

Der Glaube

Wir sagten schon im ersten Teil, daß eine auf national-demokratische Grundsätze gegründete Verfassung wegen des gänzlichen Mangels eines Inhalts und inhaltlich bestimmter Normen kein echter Nomos genannt werden könne. „Die Demokratie kümmert sich nicht um die Richtung und den Gegenstand des Volkswillens und sie besitzt keine Kriterien . . . zur Bestimmung der Qualität dieses Willens . . . Demokratie ist extremster Relativismus, die Verneinung alles Absoluten. Die Demokratie kennt die Wahrheit nicht, deshalb überläßt sie der Stimmenmehrheit, zu entscheiden, was Wahrheit ist. Die Anerkennung der Macht der Quantität, die Anbetung des allgemeinen Stimmrechts ist nur möglich, wenn an die Wahrheit nicht geglaubt, wenn um die Wahrheit nicht gewußt wird" (Berdjajew). Der echte Nomos hat einen bestimmten Inhalt, der Wahrheit ist. Die selbstherrliche Menschenvernunft, die immer nur vorläufige, nur subjektive Ergebnisse erwirbt, kann diese Wahrheit nicht einfach aus sich konstruieren; wenn sie das versucht, wird sie durch die harte politische Wirklichkeit allzu schnell und allzu fürchterlich widerlegt. Als Wahrheit bewährt sich nur die religiöse Verkündigung, die göttliche Offenbarung.

Das Lebensgesetz der Alten, den antiken Nomos kann man die natürliche Offenbarung nennen. Es hat zum Inhalt die Normen, durch deren Innehaltung ein Volksstamm, ein Stand, ein Staat auf lange Sicht stark, gesund, lebensmächtig bleibt. Die der Form nach sittlichen Gebote (wie, daß man die Götter ehren, die sakralen und kultischen Formen pflegen, die Eltern gehorsam lieben müsse) haben alle einen biologischen Sinn; was der Nomos gebietet, ist

die biologisch notwendige Sittlichkeit. Das zeigt sich nicht in ihrer Begründung (die Gottheit begründet nicht), aber an den Wirkungen ihrer Befolgung oder Nichtbefolgung, Wirkungen, deren sich die Alten sehr wohl bewußt waren. Der Gott der zehn Gebote bekennt sich als ein eifriger Gott, „der über die, so mich hassen, die Sünde der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied; aber denen, so mich lieben und meine Gebote halten, denen tue ich wohl bis ins tausendste Glied". Nicht anders reden die Propheten der Griechen. „Wer gerecht ist, dem schenkt Zeus Segen. Wer mit Vorsatz meineidig und ungerecht wird, dessen Nachkommen sind kümmerlich; aber des gerechten Mannes Nachkommen sind besser als er ...... Die gesetzestreue Stadt blüht und die Leute in ihr gedeihen; die Jugend wächst in Frieden heran, Krieg, Hunger und Verblendung bleiben ferne, festlich verläuft das Leben. Es fehlt an keiner Nahrung und Notdurft des Leibes; die Weiber gebären Kinder, die den Eltern gleichen. Aber der ungesetzlichen Stadt schickt Gott Hunger und Seuche; die Leute gehen zugrunde. Die Weiber gebären nicht mehr, ein Haus nach dem andern stirbt aus" (Hesiod). Den Nomos zu beobachten bedeutet zugleich Gedeihen und Glückseligkeit, ihn zu übertreten Strafe und Unglück. Der Nomos ist die Heilighaltung aller Bindungen, die das Zusammenleben der Menschen ordnen und überhaupt ermöglichen, er ist gottverordnet und von höherem Rang als der Tiere Brauch, das Fressen und Gefressenwerden, das Recht des Stärkeren. Für die Menschen wäre das die Ordnungslosigkeit; aus dem Chaos wird ein Stück abgegrenzt und nach dem Gesetz des Unendlichen, nach der Ordnung Gottes geformt und geregelt. Eine Gemeinde bildet sich, deren Mittelpunkt und Kraftzentrum nur ein übernatürliches, der Welt der Unendlichkeit und des Geistes angehöriges Wesen sein kann, das aber seine Wirklichkeit und Verwirklichung an einem bestimmten Ort, bei bestimmten Menschen sucht und findet: der Gott eines Stam-

mes, eines Volkes, einer Polis. Die Regenten, die Angehörigen der politischen Führerschicht sind seine Vertreter und Beauftragten; Aufgabe des Staatsmanns ist Dienst am Nomos. Den nicht ethischen, sondern biologischen Charakter dieser Gebote beweist die Tatsache, daß sie die Beziehungen nur zu einem bestimmten Kreis von Menschen, aber keineswegs zu allen regeln. Sie gelten nur für die Nächsten, zu denen man wirklich gehört; an der Grenze der Gemeinde oder des Volksstamms ist ihre Wirksamkeit zu Ende. Und wo sie infolge der Aufklärung in rationalistischer Weise theoretisch verallgemeinert und auch auf den „anderen", den politischen Gegner, bezogen werden, da werden sie praktisch unerfüllbar und unsinnig.

Als um 1800 zum erstenmal eine Schar konservativer Geisteskämpfer gegen die „Ideen" der französischen Revolution zu Felde zog, geschah es im Namen der christlichen Religion; aber was man bezeichnenderweise damals in seiner Bedeutung zu verstehen lernte, waren zunächst die Werte der natürlichen, der heidnischen Offenbarung. (Heute erhebt sich die zweite Welle des Widerstandes gegen 1789, und sie verläuft nicht anders.) Worauf man aufmerksam wurde, waren die gewachsenen Grundlagen der Gesellschaft, und zwar das Gewachsene im Gegensatz zum Gemachten, das Konkret-Individuelle im Gegensatz zum Abstrakt-Allgemeinen. Der wichtige und doch vor dem Geschichtlichen unzureichende Begriff des Organischen beginnt sich durchzusetzen. Das formale Rechtsbewußtsein der Stände fand nun eine geschichtliche Rechtfertigung. Die alten natürlichen Bindungen des Blutes, der Sippe und Familie, die Formen der Sitte und des Brauchtums werden nun historisch und religiös sanktioniert. „Keiner von den Herrschenden hat seine Existenz und seine Macht durch seine Untergebenen" (wie die Theorie vom Gesellschaftsvertrag lehrt), „erhalten, sondern er besitzt sie durch sich selbst, von der Natur, d. h. durch die Gnade Gottes ... Herrschaft und Ab-

hängigkeit, Freiheit und Dienstbarkeit sind zwei durch die Natur geschaffene Korrelata, solange die Menschen nicht mit gleichen Fähigkeiten werden ausgestattet sein, sondern durch wechselseitige Bedürfnisse voneinander abhängig sind" (Karl Ludwig von Haller). Natur, d. h. die Gnade Gottes! Ist wirklich die naturhafte Zuständlichkeit und das ununterbrochene organische Wachstum ein theologisches, ein christliches Kriterium? Ist gottgesegnet wirklich nur die Zeit, wo sich alles von selbst macht, und die Zeit willkürlicher gewaltsamer Eingriffe in das Geschehen von vornherein gottverdammt? Der durch und durch konservative Marwitz hat den Freiherrn vom Stein mit Recht als einen Revolutionär bezeichnet, weil er „durch die Gärung, die er zu erregen sich unterfing, den jetzt bestehenden Staat umwerfen und einen neuen von unten heraus bilden wollte", weil er das Eigenleben, die Rechte und die Stärke der Stände (des wahren Adels und eines lebendigen Bürgertums), der Städte, der Zünfte vernichtete. Aber Stein mit seiner Gewaltsamkeit war das Werkzeug der Geschichte, durch ihn wurde der Befreiungskrieg vorbereitet, der wohl unterblieben wäre, wenn es allein auf den nörgelnden, ungläubig zur Seite stehenden Marwitz angekommen wäre. Ob dieser die Ständeordnung für ein geheiligtes, ewiges Gut hielt, ob Haller die überlieferten Machtverhältnisse auf die Natur, d. h. auf Gott zurückführte, ob Savigny allein in der Ehrfurcht vor dem Althergebrachten und den still wirkenden Kräften des Werdens das Heil erblickte, ob Adam Müller, der genialste dieser Geister, den pluralistischen Aufbau des alten Reichs gegenüber den Einheitssystemen der reinen Vernunft theologisch unterbaute und überall polare Gegensätze sah (Adel — Bürgertum, Recht — Politik), die nur durch den göttlichen Geist zur lebendigen Wirkung verbunden werden — das eigentlich Theologische, Christliche scheint hier erst hinterher dazugekommen, scheint nur eine nachträgliche allegorische Deutung und Sanktionierung des Naturwüchsigen zu sein.

Das Antike, Heidnische dieser konservativen Position hat notwendig zu der Annahme eines „Deutschen Gottes“ geführt, ein Glaube, der schon deshalb verlockt, weil er einen richtigen Kern enthält. Denn es gab die Götter der Alten, sie bezeugten ihre Anwesenheit durch die Kraft und die Taten ihrer Verehrer, es gab die Göttin Athene, so gewiß es das ewige Athen und seine Werke gibt. Es gibt viele Götter und Herrn, sagt Paulus (1. Korinther 8, 5), und er redet mehrmals von den Thronen, Fürstentümern, Herrschaften und Obrigkeiten, den Gewalten, die uns scheiden können von der Liebe Gottes (Römer 8). Diese Götter sind Wirklichkeiten, aber nicht die Wahrheit. Die biologisch orientierten Konservativen haben das feinste Gefühl für das Dauernde und Gesetzmäßige, aber nicht für das Einmalige und Unwiederholbare, für die geschichtliche Tat.

Seit dem Ausgang der Antike sind die alten Sondergötter der Völker samt ihren Gesetzesbüchern entthront (aber nicht vertilgt) durch die Herrschaft Christi und des christlichen Nomos; dieser ist nun die höchste bindende Ordnung geworden, und ohne ihn kann ein Staatsmann, eine politische Führerschicht ihre Aufgaben nicht mehr erfüllen. Das Christentum ist die übernatürliche Offenbarung; es beginnt nicht in vorgeschichtlicher Dämmerung, sondern setzt mitten in der geschichtlichen Zeit ein, es ist die eigentlich geschichtliche Religion. Die zeitlose, metaphysische Verkündigung wird mit einer spontanen Plötzlichkeit aktuell. Christus erschien zur Fülle der Zeit, da die alten Sondergötter ergreist waren, da das römische Imperium politisch einen universalistischen Herrschaftsraum geschaffen hatte, der einer einheitlichen religiösen Lehre offenstand. Aber es ist nicht so, daß das Christentum aus diesen (und anderen) historischen Gegebenheiten hervorwächst, sondern daß es auf diesen bestimmten Punkt des Geschehens senkrecht von oben her auftrifft. Es ist nicht naturwüchsig, nicht organisch entstanden, sondern ist ein gewaltsa-

mer, willkürlicher Eingriff Gottes in die Fülle der Zeit. Es ist nicht biologisch fundiert, nicht völkisch begrenzt, sondern wendet sich an alle Völker. Das Normative und unbedingt Gültige der Botschaft bewirkt, daß die Form einer Stammes- oder Nationalreligion nicht mehr ausreicht; nicht mehr der Nationalstaat ist die höchste Herrschaftsform, sondern das Reich.

Nun ist es von entscheidender Wichtigkeit, zu erkennen, daß durch den Eintritt des Christentums die alten naturständigen Gegebenheiten und Gesetze nicht einfach vertilgt und aufgehoben sind. Die alten natürlichen Bindungen des Blutes, der Sippe, der Familie, des Volkes sind aber zu Werten zweiten Grades geworden, sie erhalten ihre Würde nun gerade als Unterbau der krönenden, obersten Bindung und bewahren sie nur, wenn sie nicht als Selbstzweck gelten. Das Himmelreich, die höchste bindende Macht, ist seinem Wesen nach übernatürlich. Aber die Völker sind nicht in eine gleichförmige Masse zusammengeschmolzen, sie haben ihre konkreten Unterschiede, ihre Sondertümlichkeiten behalten und können sie auch als Christen so wenig ablegen wie ihren Leib. Und stolze selbstbewußte Völker sind vielleicht die besten Diener Christi; durch ihn werden sie vor Überhebung bewahrt. Wie das gesetzestreue Haus des frommen Heiden, so ist auch die christliche Familie, auch die Nachkommenschaft des evangelischen Pfarrhauses gesegnet. Der Unterschied von Edel und Gemein ist geblieben, hat sich sogar verschärft; aber das Edle tritt nicht mehr wie ehedem reinlich gesondert als natürlicher Stand, als Blutsadel auf. Denn ein neuer, übernatürlicher Adel ist gestiftet, das Heer der Auserwählten Christi, die zum Himmelreich berufen sind, denen es gegeben ist, das Geheimnis des Himmelreichs zu verstehen, während es den anderen versagt ist. Durch die Gnadenwahl sind sie berufen. Die Gnade ist nicht zu erzwingen, sie heftet sich ans Sein und nicht ans Tun der Menschen. Wie weit das Himmelreich „durch heiße Liebe und gläubigen Drang Gewalt

erleiden" mag (Dante), wie weit die Gnade dem menschlichen Willen entgegenkommt und ihm den Zutritt verstattet, bleibt geheim. Jedenfalls, auf die Erwählten fällt von Gott her ein Glanz, der durch den Gegensatz die Finsternis erst recht schwarz macht. „Das Licht leuchtet in der Finsternis und die Finsternis hat's nicht begriffen." Das Himmelreich ist nicht von dieser Welt, aber in dieser Welt vorhanden. Es ist anderer Herkunft als das Irdische, aber verhält sich zu ihm nicht beziehungslos. Es ist vielmehr die oberste bindende Norm für die irdischen Verhältnisse geworden. Die dämonischen Fürstentümer und Gewalten haben, wie es scheint, an Kraft verloren; es kämpfen nur noch Christus und der Antichrist, das Reich und das Gegenreich. Glaube heißt, durch Gehorsam mit einem dieser beiden Herrn in Gemeinschaft stehen. In der vorchristlichen Antike erreichte der Mensch seine höchste Möglichkeit und Selbsterfüllung; aber da die alten Götter ergraut sind, so tritt seine Unzulänglichkeit immer mehr hervor. „Das neutrale humanistische Reich, das sich in der mittleren Sphäre zwischen Himmel und Erde zu begründen suchte, zerfällt in sich, und die Abgründe der Höhe und der Tiefe tun sich auf ... Wenn Gott nicht ist, so ist auch der Mensch nicht — das ist die Erfahrung unserer Zeit ... Es wird gezeigt, daß es eine Unreligiosität, eine religiöse Neutralität gar nicht gibt, daß der Religion des lebendigen Gottes nur die Religion des Teufels, dem Christenglauben nur der Glaube an den Antichrist gegenübersteht" (Berdjajew). Das Gegenreich glaubt an eine totale irdische Erfüllung und versucht heute in Rußland das äußerste, um sie zu erreichen; aber der Christ weiß, daß die Erfüllung erst am Ende der Zeitlichkeit anbricht und daß die Welt bis zum jüngsten Tag im argen bleibt.

Das Evangelium ist politisch indifferent. Das Dogma redet von übernatürlichen, zeitlosen Dingen, aber nicht unmittelbar von der natürlichen Welt, lehrt nichts unmittelbar für die politischen Bedürfnisse dieser Welt, in der es nichts

Festes und Dauerndes gibt. Und doch ist der Christ — wir sagten es schon — als Politiker der wahre Realist. Er allein versteht die Idee des Reiches, in dem die Vielfalt der politischen und sozialen Wirklichkeit ihre Ordnung, jegliches seinen Ort und sein Recht finden kann; er weiß, daß nur ein Volk das Reichsvolk sein kann, und er fühlt als Deutscher, wie heute alle politischen Ereignisse auf der Erde nach dem Herzen der Völker hinzielen, einen Ruf an uns enthalten. Er verehrt die Würde der alten, natürlichen Bindungen und Lebensgesetze, er verletzt sie nicht, aber vergötzt sie auch nicht. Er weiß, daß nur diese Bindungen den Triumph des Antichrists aufhalten, er weiß, aus Erkenntnis der Schwäche des menschlichen Handelns und der Bosheit der menschlichen Natur, daß nur eine starke Obrigkeit und eine geheiligte Autorität des Staates die dämonische, uns mit Vernichtung bedrohende Macht bannen. Gott läßt aus Barmherzigkeit diese Bindungen bestehen, denn ohne sie würden wir nicht bestehen können. Aber der Christ verzweifelt auch nicht, wenn Volk, Staat, Familie zerschlagen werden; denn vielleicht muß der Antichrist triumphieren. Er versteht das stille Wachsen des Organischen und das Erdbeben des Geschichtlichen. Gerade weil er nicht völlig im Irdischen aufgeht, sondern zugleich im Himmelreich lebt, weil er die Unvollendbarkeit alles irdischen Bauens kennt, wird er den Anforderungen des Irdischen am besten gerecht, vollbringt das Größte in der Welt. Christliche Genien haben nicht nur Dome, göttliche Komödien, Messen und Passionen aufgetürmt, sondern auch Staaten und Reiche. Als Geschworene Gottes dienen sie in der Zeitlichkeit und wuchern mit ihrem Pfund. Keine politische Theorie, kein wissenschaftliches System dient ihnen zur Richtschnur; sie leben in zwei Bereichen, zwei Wirklichkeiten, in der biologischen und der religiösen. In diesen Wirklichkeiten lebt man nicht gedanklich, sondern unmittelbar. Sie scheinen unvereinbare Gegensätze zu sein, wenn man sie nur als Gedankendinge

betrachtet. Aber Leben ist lebendige Vereinigung von Gegensätzen. Ein abstraktes System Bismarcks wird niemand aufstellen können; aber seine ragende Gestalt wuchtet beispielhaft vor unseren Augen. Während die verschiedenen politischen Konfessionen der Gegenwart einhellig an eine sich von sebst vollziehende, organische oder dialektische Entwicklung zum künftigen Heil glauben, hat der christliche Politiker den Mut zur geschichtlichen Tat, die Entschlußkraft, das zeitlich Notwendige hier und jetzt zu tun, nur die ewige Seligkeit ist vor Gott.

Benutzte Literatur

In dem von A. E. Günther herausgegebenen Sammelwerk „Was wir vom Nationalsozialismus erwarten“ (Heilbronn, 1932), habe ich unter dem Titel „Die Bildung einer politischen Elite“ die Grundgedanken dieser Schrift schon kurz skizziert.

Einleitung. Zu S. 7: Ich nenne besonders: Carl Schmitt: Der Begriff des Politischen (München 1932), Heinz O. Ziegler: Die moderne Nation (Tübingen 1931).

1. Kapitel. Zu S. 11 „Zuchtrute des Eroberers“: Vgl. Rudolf Borchardt: Führung (München 1931).
S. 12 ff.: Vgl. Ziegler S. 72 ff.
S. 13: Das Zitat aus Blüher in dem Sammelwerk: Klärung (über die Judenfrage, Berlin 1932), S. 183.
S. 14: Vgl. Carl Schmitt: Das Zeitalter der Neutralisierungen und Entpolitisierungen, im „Begriff des Politischen“, S. 66 ff.
S. 15 „Monismus“ usw.: Vgl. Axel Besse: Schatten überm Abendland (Norderney 1931), S. 7.
S. 15 „Kunstforscher“: Heinrich Schäfer: Von ägyptischer Kunst 3 (Leipzig 1930), S. 33.
S. 16: Vgl. dazu Hans Heyse: Kant und die Antike, in der Zeitschrift „Die Antike“, 8. Bd. S. 46 ff.
S. 17: Die Darstellung Hegels nach Ziegler, S. 146 ff.
S. 18: Die Darstellung der französischen Revolution nach Ziegler, S. 90 ff.
S. 23: Zitiert aus Ernst Michel: Industrielle Arbeitsordnung (Jena 1932), S. 57 f.

S. 26 ff. (über Parteien): Vgl. S. Neumann: Die Deutschen Parteien (Berlin 1932).
S. 27 (über „Mandat“): Vgl. dazu A. E. Günther: Wirtschaftsrevolution und Staatsidee, in der Zeitschrift „Die junge Mannschaft“ (Juli 1932), S. 8.

2. Kapitel. Zu S. 33 „Importartikel“: Vgl. O. von Taube: Betrachtungen eines Römlings, in der Zeitschrift „Das Inselschiff“ 10. Jahrg., 3. Heft.
Zu S. 34 „Preußen“: Nach Abschluß meines Manuskripts erschien Wilhelm Stapel: Preußen muß sein (Hamburg 1932); dort glänzende Formulierung des von mir angedeuteten Gedankens, bes. S. 28.
Zu S. 35: Die Waffenfähigen als verfassunggebende Gewalt, vgl. W. Grewe: Deutschlands politische Form, in der Zeitschrift „Deutsches Volkstum“, 1. Juniheft 1932.
Zu S. 35 „Thukydides“: Die Belege in meiner verwirklichten Demokratie S. 121, 159. Die sog. Verfassung des Drakon bei Aristoteles, Staat der Athener cap. 4, dazu U. Wilcken: Zur Drakontischen Verfassung, im Apophoreton (Berlin 1903), S. 85 ff.
Zu S. 36: Das Platonzitat (Staat 535 C) nach der Übersetzung von H. F. K. Günther: Platon als Hüter des Lebens; ich entnehme die Stelle aus H. Leisegang: Die Platondeutung der Gegenwart (Karlsruhe 1929), der die Günthersche Interpretation als richtig bezeichnet, weil wir jedes Wort in seinem konkreten Sinn erfassen müssen.
Zu S. 36: Das Zitat von E. Schwartz in Ilbergs neuen Jahrbüchern 4. Jahrg. S. 593 ff.

3. Kapitel: Zu S. 37 „Erkenntnis des eingeborenen Adels“ usw. vgl. Hans Grimm: Von der bürgerlichen Ehre und der bürgerlichen Notwendigkeit (München 1932), S. 8, 10.
Zu S. 37: Die Hölderlinstelle in „Der Tod des Empe-

dokles, 2. Akt (in der Ausgabe des Propyläenverlags 3. Band, S. 138).

Zu S. 37, 38: Hans Blüher: Der Standort des Christentums in der lebendigen Welt (Hamburg 1931), S. 50 ff.

Zu S. 40: Das Pindarzitat, vgl. Verwirklichte Demokratie, S. 27.

Zu S. 41: Das Pindarzitat, vgl. Verwirklichte Demokratie, S. 28.

Zu S. 43: Paul Ernst. Jugendlustspiele: „Eine Nacht in Florenz" und „Ritter Lanval", neugedruckt in „Dramen I" (München 1932). Ebenda die Tragödie „Demetrios": Demetrios als später Vertreter des edlen Spartiatentums und Kallirhoë gegen eine gemein gewordene Umwelt. Endgültige Gestaltung des Konflikts in „Brunhild".

Zu S. 46: Sparta. Besonders aufschlußreich Plutarchs Biographie des Lykurgos. Außerdem vgl. meinen Aufsatz „Sparta, der Staat an sich" im Deutschen Volkstum, Oktober 1931.

Zu S. 46, 47: Marwitz. Das Zitat aus: von der Marwitz, Preußischer Adel (Breslau 1932), S. 68 f.

Zu S. 47: Athenischer Aristokrat. Vgl. Verwirklichte Demokratie, S. 97.

Zu S. 48: Pindar, vgl. Verwirklichte Demokratie, S. 27.

Zu S. 48: Thukydides, vgl. Verwirklichte Demokratie, S. 117.

Zu S. 48: Theognis, vgl. Verwirklichte Demokratie, S. 29.

Zu S. 49: Thukydides, vgl. Verwirklichte Demokratie, S. 118 f.

Zu S. 49: Platon über Perikles, vgl. Verwirklichte Demokratie, S. 71.

Zu S. 52, 53: Thukydides über Alkibiades, vgl. Verwirklichte Demokratie, S. 160.

Zu S. 56, 57: „Flehentliche Bitten" usw., vgl. Platon, Gastmahl 183 A.

4. Kapitel. Zu S. 59: Das Zitat aus Berdjajew: Das neue Mittelalter (Darmstadt 1927), S. 106 f.

Zu S. 60: Vgl. Hesiod, Werke und Tage Vers 22—245, 276—285.

Zu S. 60: Über Nomos, vgl. Verwirklichte Demokratie, S. 18 ff.

Zu S. 61, 62: Das Zitat aus K. L. von Haller, Restauration der Staatswissenschaften (Winterthur 1816—1821) I 1284. Ich entnehme die Stelle Leonie von Keyserling: Studien zu den Entwicklungsjahren der Brüder Gerlach (Heidelberg 1913), S. 96 f.

Zu S. 62: Das Zitat aus Marwitz a. a. O. S. 277.

Zu S. 63: Über die Beziehung von Volksgöttern und Christentum vgl. Wilhelm Stapel: Der christliche Staatsmann (Hamburg 1932), bes. S. 182 f.

Zu S. 65: Das Zitat aus Berdjajew a. a. O. S. 23.